Belastung und Entartung.

Ein Beitrag zur Lehre vom kranken Genie.

Von
Dr. med. J. SADGER, Nervenarzt
Wien.

Leipzig.
Hof-Verlagsbuchhandlung Edmund Demme.

Preis: M. 1,50.

Belastung und Entartung

Ein Beitrag zur Lehre vom kranken Genie.

Von

Dr. J. Sadger, Nervenarzt,

Wien.

1910

Edmund Demme, Hofverlagsbuchhandlung, Leipzig.

Einleitung.

Als ich vor ca. 20 Jahren mich dem neurologischen Spezialfache zuwandte, da waren die Begriffe der „neuropathischen Disposition" („Nervosität"), der „Neurasthenie" und „Hysterie" noch so wenig geklärt, daß eine Scheidung dieser Krankheiten noch in ziemlich weitem Umfang dem arbiträren Ermessen des Einzelnen freistand. Allerdings auch damals schon kannte man typisch hysterische Symptome, die ausschließlich dieser Neurose zukamen und ihr ganz allgemein zugezählt wurden. Wein- und Lachkrämpfe, arc de cercle und hysterische Kontrakturen wurden nie anderswohin gerechnet. Hingegen war zumal die Differentialdiagnose zwischen Nervosität und Neurasthenie eine recht willkürliche und ist's bis zum heutigen Tage geblieben. Eine Reihe von häufigen Allgemeinsymptomen, wie hochgradige Reizbarkeit und Übererregbarkeit, stete Unruhe, nervöse Schwäche und Mattigkeit, Unfähigkeit zu längerer geistiger Arbeit und dgl. Dinge rubrizierte der Einzelne je nach Gutdünken in eine der drei obgenannten Krankheiten, so er es nicht vorzog, was auch nicht allzu selten geschah, die Sonderung nach Rock und Hose zu machen, Schlaflosigkeit etwa, nervöse Magen- und Darmbeschwerden beim männlichen Geschlechte der Neurasthenie, beim Weibe jedoch der Hysterie zuzurechnen. In den folgenden Jahren schufen die Forschungen Sigmund Freuds für einen Teil der Symptome endlich Ordnung. Dieser stellte bekanntlich als wichtigstes aetiologisches Moment die Sexualität in den Vordergrund, schied streng die aktuellen Schädlichkeiten von den infantilen und wies den erstern die echte Neurasthenie und Angstneurose, den

letztern die Hysterie und Zwangsneurose zu. Die alte soweit gedehnte Neurasthenie zerlegte er also in drei neue Gruppen: Die echte Neurasthenie mit Masturbation oder gehäuften Pollutionen als Aetiologie, die Angstneurose, auf congressus interruptus, frustraner Erregung usw. fußend, sowie endlich eine dritte Gruppe, die aetiologisch und therapeutisch von beiden scharf abzutrennen ist, weil sie einen ähnlichen Mechanismus besitzt wie die Hysterie, die Zwangsneurose nämlich. Nur die Hysterie ließ Freud im Symptomenbild ungeschmälert stehen, höchstens, daß er in den jüngsten Tagen eine Scheidung setzte zwischen Hysterie mit Angst und ohne dieselbe, oder wie er es nennt, zwischen Angsthysterie und Konversionshysterie. Was nun von nervösen Phänomenen sexuell-aetiologisch überhaupt nicht zu fassen, das sollte der Nervosität zugehören. Im Laufe der Jahre führte die Erfahrung, daß die nämlichen sexuellen Schädlichkeiten doch nicht sämtliche Menschen erkranken ließen, den einen hinwieder um soviel stärker als einen andern, Freud zur Erkenntnis, daß zur Entstehung der Psychoneurosen im letzten Grunde eine besondere sexuelle Konstitution vonnöten als wahre conditio sine qua non. Diese letztere aber führt uns mit einem Sprung in die Belastung, der diese Schrift gewidmet ist.

Ist nun jene spezifische sexuelle Anlage für sämtliche Psychoneurosen unerläßlich, dann wird uns gar manches sofort verständlich. Die besondere sexuelle Konstitution ist ja nur ein Spezialfall, ein kleiner, wenn auch hochwichtiger Teil der nervösen oder neuropathischen Konstitution, i. e. der Belastung in meinem Sinne. Was Wunder, daß wir dann auch noch andern Belastungssymptomen bald bei der einen, bald bei der anderen Psychoneurose begegnen. Da nun die Hysterie beim erwachsenen Weibe um so vieles häufiger als beim Manne auftritt, so begreift sich die Einteilung nach Rock und Hose, daß man nämlich nicht ganz mit Unrecht vermutete, dieselben allgemeinen Belastungszeichen beim Weibe mit hysterischen, beim Manne hingegen mit neurasthenischen Symptomen verknüpft zu finden. Und endlich dann auch die weitgehende Ähnlichkeit verschiedener Allgemeinsymp-

tome bei vorgeblicher Hysterie und Neurasthenie. Die besagt nichts andres, als daß die Zeichen der Belastung mit denen der beiden genannten Neurosen vergesellschaftet sind. Nicht eine weitgehende Ähnlichkeit also besteht zwischen ihnen, sie sind vielmehr in beiden Neurosen ein und dasselbe.

Da ich wiederholt das Wort „Belastung“ angezogen habe, schulde ich nunmehr eine streng umrissene Begriffserklärung und, was mein Hauptthema bilden soll, umfassende Schilderung ihrer Symptome. Der Begriff „Belastung“ ist ja der Psychiatrie nicht fremd, nur braucht man ihn meist im Sinne von „erblicher Belastung“, die die Grundlage zumal von Degenerationspsychosen bilde. Sie wäre da also jener Boden, auf welchem die Degeneration erst wächst. Ich aber werde den Begriff „Belastung“ fortab in ganz anderem Sinne brauchen, wofür ich die Gründe nicht hehlen will. „Dégénérescence“, „Degeneration“, „Entartung“, wie man zu übersetzen pflegt, scheint mir im Deutschen ganz anderes zu heißen als im französischen. Die gallische Sprache kennt einen dégénéré supérieur und inférieur. Das ist für das Deutsche ganz unübersetzbar. Entartung bedeutet von Haus aus etwas so Minderwertiges, daß eine „höhere“ Minderwertigkeit eine contradictio in adjecto darstellt. Man könnte da höchstens von teilweiser Minderwertigkeit sprechen, die Überwertigkeit in andern Gebieten keineswegs ausschließt. Ein dégénéré supérieur wäre also ein teilweise Minderwertiger, doch Überwertiger in anderen Teilen. Mit solch einer länglichen Bezeichnung läßt sich in praxi nicht operieren. Drum denke ich, wir sehen von jener Übersetzung entartet oder minderwertig völlig ab und reservieren die erstere einzig jenen Zuständen, wo sie wirklich am Platze, für ausgesprochene und ganz ausschließliche Minderwertigkeit, i. e. für den Schwachsinn. Den Begriff der neuropathischen Konstitution oder Disposition ersetze ich fortab durch das Wort „Belastung“ (nicht „erbliche“ Belastung), das gar kein Präjudiz noch schafft. Denn man kann „nervös“, kann „belastet“ sein in meinem Sinne und gleichwohl ein ganz gewaltiges Genie. Ein entartetes Genie ist eine sprachliche Unmöglichkeit.

Man könnte einwenden, warum ich nicht schlechtweg von „Nervosität“ spreche, da dieser Begriff ja allgemein üblich. Doch abgesehen davon, daß dieser Rock schon zu weit geworden, weil er alle möglichen neurasthenischen und hysterischen Symptome umfaßt, scheint er mir andrerseits wieder zu eng. Denn es gibt spezifische Belastungssymtome, wie z. B. den steten Reisedrang, die Laien überhaupt nicht als nervös imponieren, da sie doch also nur Reizzustände des zentralen Nervensystems betiteln. Ich möchte des weiteren meine Belastung nicht mit „erblicher“ Belastung identifiziert sehn, weil erstens, wie wir erfahren werden, die Erblichkeit Regel, doch keineswegs unerläßlich ist, und zweitens, was man erbliche Belastung heißt, als Grundlage gilt und Aetiologie für Krankheitsbilder, doch nicht als Krankheitsname selbst. „Belastung“ wäre demnach nichts anderes, als „nervöse Konstitution“ oder „Disposition“, dem französischen dégénérescence entsprechend. „Entartung“ hingegen brauche ich ausschließlich für Schwach- und Blödsinn, die einzigen Zustände, die wirklich blanke Entartung darstellen.

Die Symptome der Belastung finde ich nirgends gut angegeben und noch minder erschöpfend. Einzig und allein die körperlichen Degenerationsphänomene wurden sorgfältig zusammengetragen und sind, wenn in größerer Zahl vorhanden, tatsächlich Anzeigen bestehender Entartung auch in meinem Sinne. Werden sie doch nirgends so häufig getroffen, als bei Idiotie und Epilepsie, von denen die erstere ja ausnahmslos, die zweite mindest in schweren Fällen zu den Degenerationspsychosen zählen. Die psychischen Belastungsphänomene jedoch (die körperlichen haben bei bloßer Belastung, wenn überhaupt, nur minimale Bedeutung) sind nur zum Teile zusammengestellt, in großen Stücken überhaupt nicht bekannt oder nicht beschrieben. Die Psychiater, die sich mit ihnen befaßten — und es sind fast ausschließlich Psychiater — stützen entweder wie Cesare Lombroso sich auf durchaus unverläßliche Daten, was natürlich den Folgerungen allen Wert benimmt, oder bringen eine Reihe von Symptomen vor, die psycho-sexuelle Ursachen haben und der Zwangsneurose angehören, wie z. B. Magnans syndromes

épisodiques, oder endlich befleißigen sich wie I. L. A. Koch einer so komplizierten und vielnamigen Einteilung, daß dadurch ihre praktische Handhabung leidet. Ausnahmslos aber sind die Zusammenstellungen jener sowie andrer Forscher ganz unvollständig. Bedenklich ist ferner, daß alle Symptome auf Verhältnisse der Irrenanstalt zugespitzt sind. Denn wer ausschließlich oder auch nur vorwaltend diese zu seinem Ausgangspunkt nimmt, muß stets zu falschen Schlüssen gelangen. Die Leute suchen nämlich wegen ihrer Belastung weder Irrenanstalten auf, noch überhaupt Ärzte, weil sie deren Symptome nicht als Krankheit ansehen, sondern höchstens als ein bißchen „Nervosität", die heute jeder bessere Mensch besitzt. Der Psychiater also kennt die Erscheinungen der Belastung fast nur aus solchen Krankheitsbildern, die schon mit wirklichen Psychosen vermengt sind, zumal den periodischen und zyklischen Formen, dann aus der Sprechstunde und vielleicht noch aus seiner nächsten Umgebung. Selbst wenn er geradezu darauf pürscht, erfährt er vom Kranken und dessen Familie nur äußerst wenig, weil jener wie diese nicht neurologisch geschult sind. Meist sehen sie die Belastungszeichen als Charakter- oder Temperamentsfehler an, wenn sie die Symptome nicht unbewußt unterdrücken oder gar nicht beachten.

Wie war da Licht und Klarheit zu schaffen, wie ein Weg zu bahnen in diesen Urwald? Zunächst eine Vorfrage. Welch Material verspricht uns Ausbeute, da doch die Belasteten wie ihre Angehörigen die Symptome der Belastung gar nicht kennen oder nicht erinnern, in der Regel auch gar nicht erinnern wollen? Selbst wenn sie guten Willens sind, gibt es so heftige Widerstände, daß auf einen tatsächlich zutreffenden Bescheid nicht ohne Weiteres zu rechnen ist. Da sah ich mich genötigt, um die Klinik der Belastung kennen zu lernen, ein Material heranziehen, an das man gemeinhin gar nicht mehr denkt: eine Reihe längst verstorbener Belasteter. Natürlich nicht den erstbesten X, sondern ragende Geister, über die sehr viele geschrieben haben und von den verschiedensten Gesichtspunkten aus; die obendrein selber die Fähigkeit be-

sitzen, sich wenigstens in Momenten zu analysieren; und welche endlich schon lang genug tot sind, auf daß genügend Material vorhanden. Als solches kommen am meisten in Betracht: die Tagebücher und Briefe der Betreffenden, endlich Autobiographisches. Wie man sieht, ist dies für die Klinik ein durchaus unbeschrittener Weg, das Bild einer Krankheit neu zu gewinnen. Wie bestimmt man jedoch bei einer noch nicht beschriebenen Krankheit, die fließend ins Normale übergeht, was Belastung ist und was nur Charakter- oder Temperamentssache? Ich glaube hier, wo exaktes Arbeiten noch unmöglich ist, kann man auf den gesunden Menschenverstand zählen. Drum wählte ich vorerst solche Genies, von denen jeder Laie bereits sich innerlich sagte: „Das ist ein ganz verrückter Kerl, ein abnormer, pathologisch veranlagter Mensch!"; die also unbefangenen Leuten bereits als Wesen erschienen mit einem Sparren zuviel, ohne auch nur entfernt schon geisteskrank zu sein im landläufigen Sinne. Wenn man nun die Symptome einer Anzahl solcher Genies vergleicht, so findet man immer und ausnahmslos eine Reihe wiederkehrender Dinge. Dies allen Gemeinsame, urteilte ich, dürfte etwa der Belastung entsprechen, da schlechterdings doch nicht anzunehmen ist, alle jene Genies hätten bloß und ausschließlich mir und meiner Hypothese zuliebe in ganz analoger Weise gelebt.

Einer alten literarischen Neigung folgend, habe ich vorerst ein Dutzend Poeten genau analysiert, die meist 70—80 Jahre schon tot sind, bisweilen noch länger, also lang genug, damit auch die Enkel ihnen nachfolgen konnten und alles Wertvolle, wie Tagebücher, Briefe und Antobiographisches publiziert sein dürfte. Vor diesem Termin ist nach meiner Erfahrung das Leben eines Dichters nicht erschöpfend und allseitig klargestellt. Ich habe auch darum Poeten gewählt, weil sie die hellsichtigsten Seelenkenner sind, „ein Gott ihnen gab, zu sagen, was sie leiden", und sie endlich in Momenten der Aufrichtigkeit ihr Verborgenstes weitaus besser durchschauen, als irgendein Sterblicher. Man darf sich solch eine Dichteranalyse nicht allzuleicht denken. Unter ein paar Monaten angestrengtester Tätigkeit wird man mit einem

Poeten nicht fertig, selbst wenn man, wie ich es ausnahmslos tat, die Werke derselben ganz aus dem Spiel läßt*) und sich nur ans Biographische hält. Bei solch langwierig-mühseliger Arbeit ist es natürlich ganz ausgeschlossen, Hunderte von Fällen heranzuziehen, wie dies bei Beschreibung so weit verbreiteter Symptomenkomplexe sonst üblich ist. Man muß durch möglichste Vertiefung ersetzen, was quantitativ abgehen möchte. Doch kann ich erklären, wenn ich auch bloß ein Dutzend Dichter genau und vollständig analysierte, so machte ich außerdem zahlreiche Stichproben bei anderen Poeten, Musikern, Künstlern und sonstigen den Durchschnitt überragenden Menschen, von welchen ich Biographisches las. oder die ich persönlich kennen lernte, und überall fand ich meine Belastungssymptome bestätigt.

Zwei mögliche Einwürfe sollen hier noch Erledigung finden. Ich habe vorwiegend den dégénéré supérieur herangezogen, d. h. den höheren, meist genialen Belasteten, aus seiner Lebensgeschichte die Belastungssymptome zusammengestellt. Doch lehrte mich eine stete Beobachtung, daß die nämlichen Zeichen nur ohne Beisatz besonderer Talente auch für den dégénéré inférieur Geltung besitzen, wie jeder sich leicht überzeugen kann. Zum zweiten habe ich Studien nur an Schwerbelasteten unternommen, weil mich bedünkte, die Symptome ließen sich leichter entdecken an ausgesprochenen und markanten Fällen, denn an solchen, die nur wenig von der Norm abweichen. Es finden sich aber — dies darf ich heute mit ruhigem Gewissen aussprechen — die also gefundenen Krankheitszeichen auch bei der Belastung leichteren Grades, wenn auch naturgemäß weniger prägnant.

*) Dies tat ich aus besonderen Gründen Es ist ganz richtig, daß der Dichter sein Unbewußtes gewiß auch in seinen Schöpfungen verrät und der Wahl seiner Stoffe. Doch zu mehr als einem bald besser bald schlechter begründeten Verdacht reichen sie selten. Man kann vermuten, daß es so ist, und wenn die bekannten Nebenumstände dazu noch stimmen, sie als Unterstützung sehr gut verwerten. Sie rein und ohne weitere Stütze als Beweis zu nehmen, scheint mir hingegen ganz unstatthaft Hat doch der Dichter in seinen Poesien nicht bloß die gewöhnlichen psychischen Hemmungen zu überwinden, was er durch Verdrängung, Verschiebung, Verdichtung etc. tut, sondern obendrein noch den spezifischen Forderungen der Kunstform zu genügen, die das Unbewußte neuerlich entstellt.

Die Symptomatologie der Belastung.

Im Krankheitsbilde der schweren Belastung sind zwei Symptome als kardinal und unerläßlich herauszuheben: die chronische Verstimmung (Schwermut) und der Widerwille gegen dauernde Verknüpfung des eigenen Ichs, den ich „Assoziationswiderwille“ heiße. Diese beiden Ur-Stigmata schwerer Belastung fehlen gar niemals in solchen Fällen, sie sind geradezu pathognostisch, so daß die Diagnose durch sie allein schon bewiesen wird, ohne weitere Forschung, wie Tuberkulose durch den Kochschen Bazillus; sie liegen endlich auch einer Geisteskrankheit zugrunde, die ich Belastungspsychose betitle, von welcher dann später die Rede sein wird. Um jenen Zentralkern schart sich erst alles, was sonst der Belastung noch angehören mag, ihn wird man zu allererst aufsuchen müssen, um die Belastung von andern Neurosen scharf sondern zu können. Man erkennt sofort den bedeutsamen Unterschied zwischen diesen seelischen Belastungsstigmen und den körperlichen Degenerationsphänomenen der Psychiater. Auf die letzteren legen die Irrenärzte nur dann Gewicht, wenn sie in größerer Zahl vorhanden. Und dann selbst sind sie noch kein Beweis, daß Degeneration tatsächlich vorliege, sondern nur ein Hinweis, daß eine solche bestehen könnte. Im Gegensatz hierzu sind meine psychischen Belastungsstigmata direkt und als solche allein schon Beweis, d. h., wo immer ich die chronische Schwermut und den Assoziationswiderwillen traf, war mit Sicherheit auf schwere Belastung zu schließen, auch wenn ich sonst gar nichts weiteres wußte. Sie sind ein schlechterdings sichres Direktiv, nicht etwa ein bloßes Verdachtsmoment. Und nun zur einläßlicheren Beschreibung der beiden.

I. Die chronische Schwermut.

Wohl alle Schwerbelasteten fühlen sich unglücklich, oft „sterbensunglücklich“, „zum Leiden geboren“, von Jugend auf bis ins höchste Alter, selbst wenn die äußeren Glücksumstände so günstig als möglich. Not und Elend brauchen sie niemals erfahren zu haben, ja sie können in Ruhm und Ehren schwimmen, die Liebe und sämtliche Genüsse des

Daseins dürfen ihnen reichlich zugeströmt sein, wie dies z. B. auf Thronen der Fall ist, und gleichwohl empfinden sie innerlich eine todtraurige Schwermut. Dieser Düstersinn ist ein durchaus Primäres, durch Gehirnanlage schon vorbedingt, nicht sekundär, durch äußere Umstände oder Krankheit entstanden.*)

Dem Normalen, Nichtbelasteten eignet viel eher ein „grundloser Optimismus“, selbst wenn ihn Schicksal und Krankheit schlagen. Hieronymus Lorm, in frühen Jahren schon taub und fast blind, der von Kindheit an schwer leidend gewesen, hat doch die herrlichen Verse geprägt:

„Und droht auch Nacht der Schmerzen, ganz
Die Seele zu umfassen,
Ein unvernünftiger Sonnenglanz
Will nicht mein Herz verlassen.“

Ist solches nicht strikter Gegensatz zu unsern Belasteten? Ein Raimund z. B. schreibt an die Geliebte: „Hat Dir mein kranker Sinn manchmal weh getan, so verzeih dem tief Leidenden, der nie sich selbst gehört, nur seiner Qual.“ Und Lenau wieder: „Ich bin ein Melancholiker. Der Kompaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens.“ Auch der richtige, echte, nicht angeschminkte Weltschmerz eines Byron z. B. ist immer Äußerung schwerster Belastung. Denn der Mensch ist nur allzugerne geneigt, sein allerpersönlichstes Wehgefühl, besonders ein angeborenes und darum dauerndes, als „Welt“-Schmerz und „Welt“-Elend auszugeben.

Dieser chronische Trübsinn ist oft, zumal bei schwerster Belastung derart auffallend, daß selbst ein Laie nicht achtlos an ihm vorübergehen kann. „Wenn er nur nicht so trübsinnig wäre!“ schreibt Costenoble von Ferdinand Raimund am Abend ihres ersten Zusammenseins, und von Lenau heißt es, „er sei schon in seinem 17. Jahre „der ewig Düsterschauende“ gewesen und habe mit 20 der Mutter geklagt, „er könne keinem Ding mehr ein freudiges Genießen abgewinnen“. Auf dem Gipfel seines Ruhms schildert eine

*) Aus meinen psychoanalytischen Erfahrungen will ich ergänzen, daß diese Schwermut am leichtesten zum Ausbruch kommt, aber keineswegs bedingt ist, durch sexuelle Schädlichkeiten, z. B. ungestillte Libido.

Verehrerin, „wie seine ganze Erscheinung tiefe Seelentrauer ausdrückte, in seinem Auge eine Welt der schmerzlichsten. unergründlichsten Gefühle lag und selbst sein Lächeln ihr immer erschien, wie die auf Augenblicke zwischen düsterem Gewölk hervortretende Sonne.“

Melancholie und abgrundtiefe Verstimmung ist also bei den Schwerbelasteten Grundstimmung der Seele, Frohsinn und Heiterkeit eigentlich bloß lucide Intervalle, wobei auch der häufige, urplötzliche Wechsel zwischen ausgelassenster Heiterkeit und tiefster Melancholie, von welchem noch später die Rede sein wird, ein typisches Stigma der Belasteten darstellt. Die Schwermut kommt oft ganz grundlos über sie. ohne irgendein nachweisbares Motiv, nicht selten in strahlendster Gesellschaftslaune. So schrieb z. B. Lenau einst an seine Geliebte: „Gestern Abend packte mich wieder einmal meine alte Hypochondrie mit vollster Gewalt. Ohne eigentliche Veranlassung kommt das so plötzlich, daß ich es nicht besser bezeichnen kann, als indem ich sage: „Plötzlich hat mich wieder der traurige Wind angeweht.“ Und Raimund „konnte in größerer Gesellschaft nach geistig heiterem Zusammensein fast plötzlich verstummen, dem Gesichtsausdruck nach von trüben Gedanken gepackt, aufspringen und ohne Gruß davoneilen. ‚So ist er immer, wenn ihn seine Melancholie überkommt‘, erklärte ein Bekannter.“ Nun läge ja nahe, an uns unbekannte trübe Erinnerungen oder unbewußte, zumal geschlechtliche Motive zu denken. Doch möchte ich erwidern, daß solche gelegentlich auch Gesunden kommen, ohne darum so schwere Störungen zu setzen, wie dies bei jenen Schwerbelasteten direkt die Regel. Damit diese Wirkung so häufig und grell auftreten könne, muß der trübe Gedanke auf wohlgepflügten Boden treffen, i. e. auf eine schwere Belastung. Nur ein Schwerstbelasteter wie Lenau konnte Aussprüche tun wie: „Das Leben ist eine Infamie!“ und „Die Melancholie ist ein ursprünglicher, angeborener Grundzug in dem Charakter der Menschheit.“ Bezeichnend ist auch die überaus häufige Sterbenssehnsucht der Schwerbelasteten, die bei der kleinsten Widrigkeit sich einstellt und nicht selten zu Selbstmord-

versuchen führt. Die Selbstmordneigung und natürlich auch der realisierte Selbstmord ist ein erbliches und familiäres Symptom und immer ein Stigma schwerster Belastung. Selbstredend schließe ich die Fälle aus, wo sich ein äußeres, plausibles Motiv für den Selbstmord findet.

Ich sagte vorhin, der urplötzliche Wechsel zwischen ausgelassenster Heiterkeit und abgrundtiefster Melancholie sei charakteristisch für schwerste Belastung. Am schärfsten prägt sich solches in einer Psychose aus, von welcher die Irrenärzte längst schon wissen, daß sie immer nur auf dem Boden einer erblichen Belastung gedeiht: im manisch-depressiven Irresein. Hier ist zu ergänzen, daß diese Extreme oft über Jahrzehnte verstreut sein können. Denn nicht selten zeichnen sich Menschen in der Pubertät durch eine unbändige Lustigkeit aus, die in späteren Jahren tief schwermütig werden, ohne daß man darum von einer Psychose zu sprechen das Recht hat. Es handelt sich bloß um schwere Belastung. Jenes Übermaß von Heiterkeit ist nur die Kehrseite der erst später auftretenden tiefen Schwermut. Wie die Schale des Trübsinns da allzutief sinkt, so war sie in jenen Jahren der Entwicklung wieder allzuhoch emporgeschnellt, und beide Male weit über das physiologische Maß hinaus. Ganz allgemein läßt sich der Satz aufstellen, daß alle periodischen und zyklischen Formen des Irreseins in die große Belastungsgruppe gehören, am typischesten etwa die periodische Melancholie und das zirkuläre Irresein. Endlich will mich bedünken, daß auch die gemeine Rückbildungsmelancholie nur bei Schwerbelasteten zu finden sei, was freilich noch der Nachprüfung bedarf.

Nicht selten zeigt sich bei den schwersten Formen der Belastung schon das Kind in ungewöhnlichem Maße ernst und melancholisch. Doch pflegt der erste schwere Ausbruch der chronischen Verstimmung in die Jahre der Pubertät zu fallen. Anlässe zu weiteren Ausbrüchen sind ferner das beginnende Senium, beim Weibe der Wechsel, in früheren Zeiten Schwangerschaft, Entbindung und Stillungsgeschäft, zumal wenn das letztere protahiert wird. Überhaupt ist zu merken, daß endogene

Reize, besonders sexueller Art, für das maßlose Aufschießen der schweren Verstimmung oft eine entscheidende Rolle spielen.

Was ich im Vorstehenden geschildert habe, ist der Typus des schwerstbelasteten Menschen mit seiner fast lebenslangen tiefen Verstimmung. Zwischen diesem Typ, dessen Musterbeispiele Raimund etwa und Lenau darstellen, und dem „unvernünftigen Sonnenglanz“ von Hieronymus Lorm sind alle Übergänge zu finden. Doch empfinden Schwerbelastete, auch wenn sie's den beiden Erstgenannten nicht völlig gleichtun, ihr Dasein zumeist als schmerzvolle Last. Ein August von Platen schreibt beispielsweise mit 23 Jahren: „Stets muß man kämpfen wider das Leben!“ Und als er bald drauf seine Kinderfrau sieht, entschlüpft es ihm bitter: „Bei Gott, ich war fast immer unglücklich, seitdem sie mich nicht mehr auf den Armen getragen!“ Und eines darf man als sicher annehmen für sämtliche schwerbelastete Menschen: vollständig glücklich und wirklich zufrieden über Tage hinaus oder, wenn es hoch kommt, einige Wochen, ist nicht ein einziger, selbst wenn ihm das Glück noch so reichlich beschert. Als Conrad Ferdinand Meyer z. B. alles erreicht hatte, was seine kühnsten Träume sich wünschten, Ehre und Ruhm und hohes Ansehen bei seinen Landsleuten, ein trauliches Familienleben, eine Frau, die ihm alles an den Augen absah, ihm obendrein als Mitgift ein Vermögen zubrachte, riskiert er an Louise von François doch nur zu vermelden: „Ich bin hier oben *eigentlich* glücklich, *kaum wage ich es auszusprechen.*“ Das klingt just nicht wie von einem Menschen, der restlos zufrieden. Zwei Jahre vorher wünschte er der Freundin „jenes Reich des Friedens, welches er zwar nicht besitze, aber doch zeitweilig empfinde, ohne es sich erklären zu können.“

Gerade das Symptom der chronischen, konstanten Verstimmung scheint mir geeignet, die Schafe von den Böcken zu sondern, d. h. die leichten und schweren Formen meiner Belastung. Je hartnäckiger, dauernder, von frohen Intervallen ununterbrochener die Schwermut bleibt und der trübe Sinn, desto schwerer ist dann auch die Belastung. Je mehr jene tiefe Grundstimmung zurücktritt, desto leichter hin-

wieder caeteris paribus. Konstante Schwermut, die fast das ganze Leben durch währt, ist für schwere Belastung direkt beweisend, selbst wenn alle andern Symptome fehlen.

Und nun zum anderen Hauptsymptom der schweren Belastung.

II. Der Associatioswiderwille.

Noch wichtiger als die chronische Verstimmung ist ein zweites Symptom, das, soviel ich sehe, vor mir noch von keinem beschrieben wurde: Der Assoziationswiderwille des Belasteten. Ich verstehe darunter den fanatischen Widerstand, welchen die meisten Schwerbelasteten einer dauernden Verknüpfung des eigenen Ichs entgegensetzen, wobei ich bitte, das Wörtchen dauernd mit Nachdruck zu lesen. Weil der Schwerbelastete sein Ich allzeit so peinlich empfindet, drum verträgt er auch seine Dauerverknüpfung auf keinerlei Art. Was immer länger mit seinem Ich verbunden bleibt, wird ihm rasch lästig, seien es nun die gewohnten Möbel, die gewohnten Mauern, die gewohnte Stadt, sei es dann auf der anderen Seite der gewohnte Beruf und die gewohnten Freunde. Das sind jene Leute, die fast alle Jahre oder selbst noch früher die Wohnung wechseln, zwischendurch auch kleinere und größere Reisen unternehmen müssen, die sich alle zwei Jahre anders einrichten, meist in allermodernstem oder fremdländischen Stil; die in keinem Kreise, in keinem Ort, bei keinem Berufe sehr lange aushalten, „problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug tut"; die unstät, unruhig, quecksilbern sind wie kleine Kinder, nicht fünf Minuten auf einen Fleck bleiben, aufspringen, herumgehen, fortstürzen müssen, die zehn Beschäftigungen auf einmal treiben, oft ohne nur eine zu Ende zu bringen. Gewöhnlich sind sie auch außer Stande, gleichmäßige Unterhaltung durch irgend längere Zeit zu führen oder sitzen zu bleiben, wenn sie mit einem Besucher sprechen. Machen sie aber selber Visite, dann drängen sie, kaum warm geworden, gleich wieder fort oder legen von vornherein nicht einmal die Überkleider ab, um ja nur recht bald sich entfernen zu können. In ihrer fahrigen, schußligen Art sind

sie das Gegenteil des Sitzfleischmenschen. Ich sagte, sie hielten nie lange aus in einer und derselben Umgebung. Bezeichnend für sie ist die dauernde, chronische Ruhelosigkeit trotz tiefster Sehnsucht nach Rast und Frieden. Die Sage von Ahasver, dem ewigen Juden, scheint wie gemünzt auf den Schwerbelasteten, der, ständig von Ort zu Ort, von einem Gegenstand zum andern hastend, doch kaum ein innigeres Bedürfnis kennt, als das nach absoluter Ruhe. So schreibt z. B. Heinrich von Kleist: „Nichts als Schmerzen gewährt mir dieses ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in seiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele sehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langsamer und langsamer rollenden Weltkörper streben, nach Ruhe!" „Ruhe" tönt es aus fast sämtlichen Pariser Briefen wieder, Sehnsucht nach ihr scheint jede einzelne Zeile zu atmen, und im Grunde ist auch sein ganzer ewiger Reisedrang, von dem noch später als Belastungsstigma die Rede sein wird, nur Ruhesuchen vor dem eigenen, so überaus unerträglichen Ich. „Meine heitersten Augenblicke sind solche, wo ich mich selbst vergesse."

Zwei Züge fallen in der Lebensgeschichte von Schwerbelasteten am grellsten auf und sind, wo vorhanden, direkt pathognostisch: der stete Wechsel von Beruf zu Beruf, von einer Wissenschaft zur andern, und zweitens die rastlose Wandersucht, das durchaus unwiderstehliche Verlangen, den Wohnsitz in kurzen Pausen zu ändern. Diese beiden Symptome, die wiederum nur der Unfähigkeit entspringen, sein Ich für die Dauer an etwas zu ketten, machen den Schwerbelasteten amts- und berufsscheu und in anderem Betrachte zum wahren Zugvogel. Was er mit größter Geschicklichkeit meidet, ist zielbewußte Zweckarbeit, die schließlich in einen Beruf ausmündet, der ihn für sein Lebelang fesseln könnte. Er besorgt gleich dem tapfern Nestroyschen Krieger, einen Gefangenen zu machen, welcher ihn nicht losläßt, d. h. an einem Endziel zu landen, von dem es kein Abschwenken mehr geben möchte. Nur mindere Geister sind da schlechtweg faul, indem sie ewige Studenten bleiben, träg und nutz-

los die Tage verbummeln, ihre Individualität im Kaffeehaus ausleben. Bessere Naturen schreckt aber der Vorwurf der Arbeitsscheu ab, dem sie durch Überkompensation geschickt und glücklich zu begegnen wissen. Sie stürzen sich nämlich in ein Meer von Arbeit, nur nie in solche, die sie vorwärts brächte. Lernen z. B. hundert Dinge, die sie gar nicht brauchen, gehn aber sorgfältig jenen aus dem Wege, die zum vorbestimmten Ziele führten und sie etwa in einem Berufe festlegten. Diese vornehmere Art des Müßigganges möchte ich Zweckarbeitsscheu betiteln. Die Schwerbelasteten dieser Art besitzen einen „unbändigen Freiheitsdrang", ein Verlangen nach absoluter Unabhängigkeit und scheuen nichts so als berufliche Gebundenheit. Als Studenten satteln sie vielfach um, sei's in derselben, sei es von einer Fakultät zur andern, nähren zwischendurch auch recht seltsame Pläne, ganz andres zu werden, als ihrem Bildungsgrad entspricht, z. B. ein „edleres" Handwerk zu lernen*) oder Bauern zu spielen, und enden heutzutage meist im Journalismus mit seiner stets neuen Verknüpfungsmöglichkeit. Ist einer wie Grillparzer durch äußere Not und Rücksicht auf seine Familie bemüßigt, ein Amt anzunehmen und festzuhalten, dann tut er es sicher nur dem Zwang gehorchend und mit einem steten inneren Protest. Es gibt nur einige wenige Berufe, in denen er auszuhalten vermag, und zwar bezeichnenderweise deshalb, weil sie wirklich ewige Veränderung bieten und ständigen Wechsel, ein ewiges Fliehn vor dem eigenen Ich nicht nur ermöglichen, sondern direkt heischen, daneben auch noch dem steten Reisetrieb sehr entgegenkommen. Das sind vornehmlich die Berufe des Reisenden und Agenten, Schauspielers und Journalisten, in höherer Sphäre des Forschungsreisenden (auch Jägers in fremden Weltteilen), Weltumseglers und Nordpolfahrers, dann ferner des Künstlers jeglicher Art und endlich, was manchen verblüffen dürfte, die akademische Carrière mit ihrer großen Lehrfreiheit. So kenne ich z. B. einen Kollegen, der die meisten Fächer der theoretischen und praktischen Medizin mehr oder weniger intensiv

*) Hierher gehören auch Tolstois Jünger, die nicht selten ein obscures Handwerk erlernen und praktisch ausüben, trotzdem sie schon Akademiker sind.

bearbeitete. Es gibt kaum ein Feld, auf dem er sich wissenschaftlich nicht betätigte. Hätte er bei einem einzigen ausgehalten, er wäre gewiß schon längst zum Mindesten Privatdozent. So aber trieb ihn die innere Unrast stets zu neuen, noch unabgeweideten Feldern, so daß er, der überall gearbeitet hat, in keinem einzigen sich durchsetzen konnte. Am liebsten wäre er Privatdozent für alles geworden.*)

Ein klassisches Beispiel mag das eben Gesagte am besten illustrieren. August von Platen war vom zehnten Jahre ab nach einander Kadett, Edelknabe, Offizier, Student, Hilfsarbeiter an der Bibliothek und schließlich vom 29. Jahre ab ausschließlich königlicher Pensionär, der gar nichts mehr arbeitete, sondern immer nur reiste und höchstens auf König und Verleger schimpfte. Viel kühner waren noch seine verschiedenen Pläne gewesen. Er hatte in Amerika Sprachmeister werden, im Gefolge der englischen Kronprinzessin nach Persien gehen, dann ein „edleres" Handwerk lernen wollen und hoffte auch einmal durch längere Zeit, Diplomat zu werden. Bei jedem Berufe, den er ergriff, war eines maßgebend. Die Aussicht auf Urlaub und Urlaubsverlängerung. Als man ihm schließlich ein Staatsamt nahelegt, wird er ob dieser Zumutung wütend: „Ich habe den König um Unterstützung gebeten, und dieser möchte mir gern ein Amt mit Geld, aber kein Geld ohne Amt geben. Aber ehe ich mich zu einem Kanzlisten hergebe, gehe ich lieber in ein Kloster!" Auch ein glänzendes Angebot, mit einem Gehalt von 2500 Talern jährlich ein Theaterjournal herauszugeben, wies er zurück und motiviert diesen Schritt lakonisch: Ayant d'autres affaires, que de rédiger une gazette, je l'ai refusé. In Wirklichkeit waren diese „anderen Geschäfte" nichts als das Bedürfnis, nach Herzensbelieben und ohne Arbeitszwang reisen zu können.

Im Gegensatz zu diesem meisterhaften Nichtstun leistete Platen in jüngeren Jahren geradezu ungeheuerliche Arbeit, nur, was bezeichnend, ohne Ziel und Zweck. Auf der einen Seite befleißigte er sich der Naturwissenschaften, vor allem

*) Derselbe Kollege hat zehn Jahre nach dem medizinischen Doktorat rasch hinterher auch das Doktorat der Jurisprudenz u. Philosophie gemacht.

der Botanik, auf der anderen nicht bloß der klassischen Sprachen, sondern beinahe aller europäischen Idiome. Er liest und dichtet Portugiesisch und Spanisch, beherrscht Italienisch, Französisch und Englisch mit der nämlichen Sicherheit wie Schwedisch und Dänisch, ja, er beginnt selbst Böhmisch, Türkisch und Arabisch und bringt es im Persischen zu hoher Vollendung. Hierzu noch die ganz maßlose Lektüre in all diesen Sprachen sowie eine Reihe von anderen Studien und vielen Gedichten, und das alles in wenige Jahre gepreßt, das scheint doch fürwahr von exorbitantem Fleiße zu zeugen. Und doch ist dies alles nur Scheinbetätigung oder im besten Falle, wie bei den Sprachen, Befriedigung eines ihm angeborenen Talents. Denn Platen war stets ein besonderer Meister im zweck- und ziellosen Lernen und Schaffen. Mit all dem unmäßigen Studieren und Lesen hat er nicht das mindeste Bleibende geleistet oder auch nur zu leisten und schaffen versucht. Ihm war das Lernen so vieler Dinge nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck geworden, darauf berechnet, seiner Assoziationsscheu vollauf zu genügen. „Meine einzige Zuflucht“, schrieb er einmal ins Tagebuch, „ist anhaltende Beschäftigung“ und ein andermal wieder: „Wollte Gott, ich könnte meine Tätigkeit nur nach einer Seite richten!“ Nur wenn er sich in zahllose Studien vergrub, dann konnte er hoffen, sich selbst zu entfliehen. Es gibt eine Form der Faullenzerei, die überall nippt, ja selbst herzhaft nascht und doch gar nirgends was Rechtes leistet. Als Platen auf den Diplomaten studiert, da hört er gleichzeitig juristische, naturwissenschaftliche, historische, philologische und vor allem und hauptsächlich philosophische Kollegien, und das alles, obgleich er obendrein noch das Gymnasialabiturium nachtragen mußte und die viele Lektüre auch keineswegs aufgab. Wie wir im Späteren hören werden, ist just die Maßlosigkeit all dieses Tuns für den Schwerbelasteten hochcharakteristisch. Denn erschöpfend betrieb er kein einziges Studium, zweckdienlich auch nicht die ganze Lektüre. Wenn Platen etwas aus tiefster Seele hassen konnte, so war es berufliche Gebundenheit. „Ich habe den Grundsatz“, schrieb er bereits im 19. Jahre, „mich von allem

Zwang, den drückende Verhältnisse uns auflegen, soviel möglich zu entledigen, soviel möglich meine Würde als freier Mensch zu behaupten", und an Fugger analog, jeder Beruf sei geeignet, die lebendige Individualität zu ersticken. Worauf es ihm also hauptsächlich ankam, war durchaus nicht etwa das blanke Nichtstun, vielmehr nur einzig der Mangel an Zwang, etwas Vorgeschriebenes tun zu müssen. Nur keine Verpflichtung, kein Arbeitspensum, kein bestimmtes Ziel und bestimmte Aufgabe, da hielt unser Dichter gar niemals Stand. das verbot der Assoziationswiderwille des Schwerbelasteten. Er konnte ganz unnütz hunderterlei lernen, das ihn zerstreute, und dennoch das eine, was er sollte und mußte, perhorreszieren. Daraus ergibt sich die Paradoxie, daß man aus lauter Beschäftigungsscheu unendlich fleißig, aus purer Unmöglichkeit, irgendwo dauernd sich einzuhaken, ganz maßlos tätig zu scheinen vermag.*)

Ich habe schon oben ein zweites wichtiges Stigma berührt, gleichfalls im Boden des Assoziationswiderwillens wurzelnd: den pathologischen Wandertrieb. Derselbe ist weder epileptischer noch hysterischer Natur, sondern einfach Ausfluß schwerer Belastung. Der Schwerbelastete ist geborener Nomade, ein geborener Zigeuner und kann mit Ulrich von Hutten bekennen: „Ich wohne nirgends lieber als überall. meine Heimat ist allerorten." Wie unsre Vorfahren die Weideplätze wechseln mußten, um Futter für ihre Herden zu haben, so der Schwerbelastete, um neue Anknüpfung für sein Ich zu finden und neue Nahrung für sein ewig wechselndes Assoziationsbedürfnis. Wie hat nur Leopold von Hasner gesagt: „Die so verbreitete Leidenschaft des Reisens ist begreiflich; es ist die einzige Art, wenigstens vorübergehend aus der Haut zu fahren." Der Schwerbelastete hat keine bleibende Stätte auf Erden und bewegt sich wie Lenau gern in äußersten Extremen, heute in ein prächtiges Luxus-

*) In einer Novelle von Wilhelm Jensen „Auf der Feuerstätte", finde ich folgenden malenden Satz über einen Associationsflüchtling: „In seiner Natur lag Unstätes, er hielt bei keiner Unternehmung andauernd aus, sondern sprang von einer zur andern, ohne daraus erwachsende Nachteile zu berücksichtigen. Ihm schien es nicht an dem Erwerbe selbst zu liegen, nur an der Anspannung welche sie forderte, an einer fieberhaften Tätigkeit.

quartier und morgen in ein Dachstübchen eingemietet, das ihn am wenigsten an seine frühere Wohnung erinnert. Wenn Lenau in einer Wohnung ein größeres Gedicht vollendet hat, hält er es in ihr nicht länger aus, ja, nach einem wichtigeren Lebensabschnitt nicht einmal in derselben Stadt, in der er gelebt hatte. Mahnt ihn in jener Arbeitsstube doch jegliche Umgebung an sein ihm selbst so unerträglich Ich, am Schreibtisch, am Federstiel, am Bogen Papier ,auf dem er gedichtet, haftet so viel von seinem eigenen Selbst, dem er am liebsten gänzlich entränne. Drum muß er früher oder später fort, muß sich eine neue Umgebung suchen, die er noch nicht mit sich selber völlig infiziert hat. Noch weniger litt es ihn begreiflicherweise längere Zeit an einem und demselben Orte. Zumal den Weg zwischen Wien und Stuttgart, in welch beiden Städten ihm liebe, treue Freunde wohnten, hat er alljährlich mehrmals zurückgelegt. Natürlich war ihm auch die gewöhnliche Verbindung viel zu langsam, und da es damals noch keine Eisenbahnen und Expreßzüge gab, so mußte ihn wenigstens die Eilpost oder noch lieber eine Extra-Fahrgelegenheit mit möglichster Beschleunigung an sein Reiseziel führen.

Eine prächtige Schilderung eines Schwerbelasteten mit seinem unstillbaren Reisedrang hat Julius Stettenheim vom Schriftsteller Hans Wachenhusen entworfen: „Sein Wandertrieb duldete ihn niemals lange an einem Ort. Wenn man ihn traf, so hatte er eben eine weite Reise zurückgelegt, oder er war reisefertig, weil irgendwo ein Krieg ausgebrochen oder ihm ein Punkt der Erdkugel eingefallen war, den er noch nicht kannte. Er war in der Fremde zu Hause. Hatte er sich eine Woche lang in Berlin aufgehalten, so jammerte er, er roste ein. Eine kleinere Reise betrachtete er wie den Gang in eine benachbarte Straße. Seine Wohnung glich mehr einem Zelt. Da ging er ruhelos auf und ab. Strapazen der Reise kannte er nicht, nur das Bleiben an einem Ort war ihm eine Strapaze.“

Es ist an der Zeit, zu diesem beständigen Reisedrang eine physiologische Erklärung zu suchen. Wenn uns irgendein Erlebnis, zumal ein peinliches, besonders beschäftigt.

eine bedeutungsvolle Nachricht tief erschüttert hat, dann ist ruhiges Beharren auf einem Flecke, ja selbst in der gewohnten Umgebung des Zimmers eine blanke Unmöglichkeit. Wir müssen zum Wenigsten auf die Straße hinaus, die doch schon minder erfüllt ist mit unserem Ich, dem wir in solchen Augenblicken am liebsten entflöhen. Bei den mächtigsten Erschütterungen der Seele jedoch wird selber das gewohnte Freie uns völlig unleidlich, denn an den Schildern, den Häusern, den Gassen haften Gedanken und Verknüpfungen von uns; drum stürmen wir hinaus in noch unbesuchte Gegenden und trachten durch stetes, rastloses Fortwandern eine möglichst wechselnde Umgebung zu erzeugen, damit sich uns ja nur nicht irgendetwas dauernd verknüpfe. Dies währt beim Normalen je nach der Ursache Stunden oder Tage, während es beim Belasteten chronisch wird. Denn am Ende klingt auch das traurigste Erlebnis doch einmal ab, nicht aber die besondere Gehirnanlage, die der Schwerbelastete zeitlebens mit sich herumschleppen muß. Die ist es, welche beständig so peinlich empfunden wird, daß schon ein geringer Anlaß genügt, sie unleidlich zu machen. Der stete Reisedrang ist also nichts andres als Davonlaufenwollen vor dem marternd empfundenen eigenen Ich.

Dies zeigt sich nicht selten bereits in der Jugend von Schwerbelasteten, was auch schon andere, Laien wie Ärzte, beobachtet haben, doch, wie mich bedünkt, nie richtig gedeutet. Hier will ich jedoch nur vom Wandertrieb der Erwachsenen handeln und verspare mir seine juvenilen Äußerungen, sowie das gelegentliche Umschlagen ins Irresein auf das Kapitel „Belastungsneurose und -psychose“. Hingegen seien gleich jetzt noch Abarten dieser Wandersucht erwähnt. In Ermangelung von wirklich zu machenden Reisen, die aus äußeren Gründen unmöglich sind, pflegt zumal die Jugend und das weibliche Geschlecht sich öfters mit Reisen auf der Landkarte zu begnügen oder in Reisebeschreibungen und neuestens auch in — Ansichtskarten wonnig zu schwelgen. Ein typisches Reiseziel ist endlich Amerika. Der richtige Europamüde — natürlich nicht jener, den ein widriges Schicksal dorthin verschlägt — ist ein

Schwerbelasteter, der nunmehr in der neuen Welt Befriedigung seines Reisedranges sucht und noch unabgenützte Assoziationen.

Ich sagte oben, die pathologische Wanderlust sei nur ein Fliehn vor dem eignen, unleidlich empfundenen Ich. Da es sich hier um endogene Reize handelt, die man wohl verspürt, sich aber nicht deutlich zu machen vermag, so erscheint jener unwiderstehliche Trieb dem Befallenen selbst oft ganz unbegreiflich, ja völlig verrückt, wenn auch durchaus notwendig. Schubart z. B. sprach direkt von seiner „Don Quixoteschen Wallfahrt", nachdem er aus Ludwigsburg fortgestürmt, und den Höhepunkt in der bayrischen Hauptstadt schildert der Dichter hochcharakteristisch: „Es wandelte mich um diese Zeit der bangsame Seelenzustand an, daß ich immer fliehen wollte, ohne zu wissen: vor wem und wohin. Daher fand ich im beständigen Herumschwärmen die noch einzig übrige Art von Erholung für mich. Fliehen, fliehen wollte ich, aber vor wem? — Vor Gott? — Vor mir? — Ach vor beiden! Gott dachte ich mir als meinen Feind und ich war mir selbst zur Last geworden." — Platen hinwieder fühlt nicht zu selten den durchaus unwiderstehlichen Trieb, nach irgendeinem Ziel zu reisen. Dieser konnte bisweilen zu ganz unglaublicher Hitze aufwallen, dann aber auch wieder das Wanderfieber ihn dort wegscheuchen, wo er gerne länger behaglich geweilt hätte. So schrieb er z. B. an einen Freund: „Meine Sehnsucht nimmt immer mehr zu als ab, und wenn ich nicht vergehen soll, so muß ich künftige Osterferien nach Ostfriesland laufen, und wenn ich mich hinbetteln müßte!" In Wirklichkeit war er gar niemals dort, wo er, nebenbei bemerkt, auch gar nichts zu suchen hatte, und ist trotzdem nicht zugrunde gegangen. Von Bonn hingegen, wo er eine Reihe ganz seltener persischer Drucke fand, trieb es ihn weg. „Wie gern hätte ich dabei verweilt!" schrieb er ins Tagebuch, „aber mein Unstern trieb mich fort und ich stieg in den Wagen." Und bald darauf ähnlich: „Eine Art von Wohlgefühl empfand ich doch, als ich das schöne Heidelberg gestern verließ, ein Wohlgefühl, das mich immer überfällt, so oft ich mich ir-

gendwo aufraffe und mich wieder in der frischen Natur und auf meinen eigenen Beinen befinde." Freund Fugger, der ihn am besten kannte, hatte einst erklärt, daß „Stillsitzen jenem am wenigsten fromme", auch halte er Platens längeres Weilen an demselben Orte für „nicht ganz zuträglich". Als er dem Dichter nun einmal vorhält: „Da Du Dich doch in manchem, was die Menschen erfreut und bewegt, zu den Entsagenden rechnest, so ziemt Dir ja eine rastlose Wanderschaft", da trifft dieses Blitzwort Platen ins Herz. „Das ist nur zu sehr aus meiner Seele gegriffen", erklingt seine Antwort, „eine rastlose Wanderschaft wäre eigentlich die wahre Bestimmung meines Lebens und ich sehne mich darnach sogar im Winter. An bedeutenden Orten längere Zeit zu bleiben und dort zu studieren, sodann aber den Stab weiter zu setzen, dies wäre eigentlich, was mich allein glücklich machen könnte. Denn ein ruhiger, bleibender Zustand ohne Häuslichkeit muß über kurz oder lang immer unerträglich werden." Mit dem längeren Weilen und fleißigen Studieren an manchen Orten ist's freilich in Italien nicht allzuweit her. Denn mehr als höchstens wenige Monate blieb er wohl nirgends, und wirklich studiert hat er vollends gar nicht. Gewöhnlich zieht er von Ort zu Ort, ohne lange zu rasten, sehnt sich in Rom fort nach Neapel, in Neapel nach Rom, im Süden nach dem Norden und vice versa oder entdeckt, daß er den oder jenen Ort noch nicht kenne, und nützt dies zum Vorwand neuerlichen Reisens. Kurz vor seinem Ende spricht er noch aus: „Es scheint, daß das Reisen für mich eigentlich die zuträglichste Lebensart ist."

Am auffälligsten aber, für die schwere Belastung am charakteristischesten ist das Verhalten Heinrich von Kleists. Wenn diesen die Wandersucht überfiel, in der Regel ohne wahrnehmbare Vorboten, dann reiste er nicht selten ins dunkelste Blitzblau, ohne irgendein Ziel, ohne klare Absicht, ja selbst ohne irgend plausiblen Vorwand, einzig und allein nur aus innerer, unwiderstehlicher Nötigung. So schreibt er an die Braut ganz unumwunden, er könne über seine Pariser Reise „keinem Menschen, ja sogar sich selbst nicht

Rechenschaft geben", und wenige Wochen zuvor beinahe noch deutlicher: „Ich sehe mich auf einer Reise ins Ausland begriffen ohne Ziel und Zweck, ohne begreifen zu können, wohin mich das führen wird." Am merkwürdigsten aber und rätselhaftesten mutet die Würzburger Reise an. Nun hat ein geistvoller Arzt uns zwar eine Hypothese geschenkt von einer psychischen Impotenz des Dichters, für die er in Würzburg Rat und Hilfe gesucht haben soll, auch machen neuentdeckte Briefe, die Kleistens Homosexualität erweisen, sexuelle Mitgründe sehr wahrscheinlich. Nur daß sie ausschließlich maßgebend waren, erscheint kaum glaublich, sowohl nach den Briefen, als wenn ich die sonderbare Würzburger Reise mit sovielen anderen gleichfalls merkwürdigen des Dichters vergleiche, wo Sexualität gewiß nicht im Spiel war. So z. E. mit der zweiten Reise in die Schweiz, welche schließlich zum Ausbruch einer ächten Belastungspsychose führt, von welcher ich später noch ausführlich spreche.

Solang der pathologische Wandertrieb nur die Angehörigen besserer Stände und geistig Bedeutende, vielleicht sogar Geniale betrifft, hat er gesellschaftlich nichts zu sagen, wird höchstens als Eigentümlichkeit hingenommen. Ganz anders jedoch bei der misera plebs, dem großen Haufen der Schwerbelasteten tieferer Stände. Die werden ganz einfach zu Vagabunden, besonders wenn noch Arbeitsscheu hinzukommt, welche ich später abhandeln werde. Bereits vor mehr als zwanzig Jahren hat Moriz Benedikt aufmerksam gemacht, wieviel Degenerierte (in meinem Sinne Schwerbelastete) und Geistesschwache in der Gilde der Landstreicher zu finden seien, und ein neuerer Autor hat erst vor Kurzem einen mächtigen Prozentsatz von Dementia praecox bei den Vagabunden feststellen können. Nun bekommt ja ein Normaler kein jugendliches Irresein, vielmehr gedeiht dies nur auf dem Boden schwerer Belastung, was in jedem einzelnen Falle erweisbar. Ich möchte sagen, der gemeinsame Mutterboden dieser Psychosen ist die schwere Belastung. Zu dieser tritt entweder angeborener Schwachsinn oder später erst Dementia praecox hinzu, während die typische Landstreicherei ein Ausfluß der schweren Belastung an sich ist.

Es läge recht nahe, die Menschen- und Gesellschaftsscheu des Schwerbelasteten, die ihn oft anfallsweise überkommt, gleichfalls dem Assoziationswiderwillen in die Schuhe zu schieben. Tatsächlich meiden derartige Menschen oft schon in der Jugend die Spiele und Gesellschaft ihrer Genossen, sind einsam, verschlossen, in sich gekehrt und leben auch später meist einsiedlerhaft, fast hätte ich es autoerotisch genannt. Diese Menschenscheu kann urplötzlich einsetzen. Lenau z. B. ist einmal bei Cotta zum Diner geladen. Beim Anblick der vielen Gedecke jedoch für zahlreiche Gäste packt ihn eine derartige Menschenscheu, daß er, mit einer Indisposition sich entschuldigend, auf und davonstürzt. Bei anderen Schwerbelasteten folgt manchmal einer Periode andauernden Reisedranges urplötzlich ein unwiderstehliches Verlangen nach völliger Einsamkeit, so daß sie sich auf eine Insel zurückziehen oder in eine Bergwildnis. Auch die Belastungsneurose zeigt dieses Symptom oft derart grell, daß Raimund z. B., wenn ihn seine arge Menschenscheu packte, gar niemand um sich litt, nicht einmal die Geliebte und deren Schwestern. Gleichwohl möchte ich just diesem Zeichen nicht allzugroße Wichtigkeit beimessen, schon deshalb, weil es nicht eindeutig ist. Die so verbreitete Masturbation, die hypochondrische Furcht, von seiner Umgebung beobachtet zu werden, das Bewußtsein endlich, sich in Gesellschaft nicht benehmen zu können, führen zu ganz dem gleichen Betragen, wenn all diese Dinge auch meist auf dem Boden der Belastung gedeihn.

Hingegen will ich ein andres Symptom, das ich schon einleitend streifen konnte, an dieser Stelle ausführlich besprechen. Der Schwerbelastete, der keine lange Ich-Verknüpfung duldet, ist ein ganz unheilbarer Tätigkeitsflüchtling, dem nichts so unmöglich wie Ausdauer ist. Christian Dietrich Grabbe z. B. spricht schon als Lippischer Auditor von seiner „unseligsten, unruhigsten Art", die ihn täglich kaum zwei Stunden arbeiten lasse. Ihm lag eine jagende Unrast im Blut, eine springende, blitzende Aufgeregtheit, die jeden Moment auf Abwege führte. Man lese z. B. Zieglers, seines Biographen, Berichte, wie drollig er zwei

Offiziere beeidigt oder einem geladenen Kreis von Gästen seinen „Barbarossa“ zum Vortrag bringt. Mehr als ein paar Szenen vermochte er nie nach einander zu lesen, dann mußte er sich eine Abschweifung leisten. Bald gießt er Rum zu seinem Kaffee und schlürft diesen aus, bald bringt er einem Gaste das Gleiche. Bald legt er den Rock ab oder sich das corpus juris unter, bald trinkt er von Neuem oder setzt zwischendurch seine Mütze auf, „nur des Lichtes wegen“. So macht er zahllose Seitensprünge, bloß um nicht dauernd beim Lesen zu bleiben. Denn ob er nun sein Trauerspiel las oder im Amte fungierte, lang hielt er in keinerlei Tätigkeit aus und keiner Umgebung. „Es ist doch traurig“, klagt der Biograph, „daß man eigentlich nichts mit ihm anfangen kann, daß er immer abbricht, daß alles nur Flucht, Hast und kurze Dauer ist, daß er jede Minute wechselt, nie das ist und bleibt, was er scheint — ein Proteus in hundert Gestalten und nirgends zu fassen!“

Ja, selbst die gewöhnlichste Alltagsverrichtung beherrscht jene innere Unruhe Grabbes. Es ist bei Belasteten keineswegs selten, daß sie sich nicht Zeit zu ruhigem Reden und Schreiben nehmen. Da tritt ein Gedanke dem andern auf die Haken, die Worte jagen und überstolpern sich, die Rede wird undeutlich, die Silben verschluckt. Aber trotz aller Schnelligkeit seines Mundes kann solch ein Belasteter niemals genug auf einmal vorbringen und, setzt er sich wieder zum Schreiben hin, ist noch nicht die Hälfte des Satzes gesagt, und schon verlangt ein neuer Fixierung. Grabbe bekennt, „von Mund zu Mund sehr rappelig, inkorrekt und nachlässig zu reden“, und auch die Sprache in seinen Briefen, die ihm stets Ersatz des mündlichen Sprechens, ist kurz abgehackt und hervorgestoßen. Da ist kunterbunt alles durcheinander gerüttelt, kein Gegenstand ausgeführt, keine Ordnung gehalten. Wohl aber wimmelt es von „etc.“, „usw.“ und ähnlicher Kürzung. Doch nicht nur, daß die Rede bei solchen Belasteten überrasch ist, sie springt auch unablässig vom Hundertsten ins Tausendste über. Diese Form der Belastung könnte man nach einem Goetheschen Wort als „Trunkenheit ohne Wein“ bezeichnen. So springend ist

der Gedankengang, so ideenflüchtig und submaniakalisch, daß Zuhören und Folgen eine wahre Pein ist und furchtbar ermüdend. Immermann schildert die „durchaus krankhafte“ Gesprächsart Grabbes in folgenden Worten: „Geistreich, aber desultorisch von Objekt zu Objekt flatternd, vermochte er kein Thema mit Stetigkeit festzuhalten. Auch redend wollte er nur noch von sovielen Dingen als möglich den Schaum abnippen. Dieser ungesunde Rausch des Geistes ist eigentlich das tiefste Elend, wie jene Ruhe das einzige Glück ist.“ Hier haben wir den grundlegenden Verknüpfungswiderstand von einem Laien trefflich erfaßt.

Der nämliche Assoziationswiderwille zwingt den Schwer-Belasteten zur Überraschheit, Urplötzlichkeit des Handelns. Er muß eruptiv, in plötzlich aufloderndem Impulse handeln, gleichsam auf der Flucht vor dem eigenen Ich, denn sonst vermag er überhaupt nichts zu leisten. Der Raptus bei Dementia praecox ist nur das psychotische Extrem des Symptomes. Unter solchen Umständen hat Schubart z. B. seine Gattin geworben und der Eltern Konsens expreß mit den zeichnenden Worten verlangt: „Ganz unvermutet habe ich mich gestern zum Heiraten entschlossen.“ Aber just dies Plötzliche, völlig Abrupte, das der üblichen Förmlichkeit so sehr widersprach, war unserm Schubart ganz unerläßlich. Denn wenn er seine Frau nicht rasch, nicht alsbald gewonnen hätte, kaum daß er in Geißlingen Fuß gefaßt, kaum er sie gesehen, er hätte vielleicht gar nimmer gefreit. „Wo er handeln mußte, geschah es mit äußerster Schnelligkeit, er flog wie ein Blitz zur Tat und suchte, gleichsam so geschwind als möglich davon los zu werden“, erklärt schon wunderbar treffend der Sohn. Das möglichste Fliehn vor dem eigenen Ich scheint mir der Leitstern all seines Handelns. Selbst was er zum Unterhalt notwendig mußte, tat er in denkbarster Schnelligkeit ab und tat es in möglichster Selbstenthaltung. Er aß schnell, ging schnell, faßte schnell auf und gab schnell wieder. Seine Chronik und viele seiner besten Werke schrieb er nicht selber, diktierte sie nur anderen. So er jene selbst hätte aufsetzen müssen, mit eigener Feder, am Schreibtische sitzend, sie wäre wohl kaum je geschaffen worden. Be-

zeichnenderweise hat er auch niemals ein Werk geleistet, das vollgültig für sein Können gewesen, gar nie Material zur Arbeit gesammelt, nie Exzerpte gemacht, nie Bücher gelesen. Dieser „poetische Vesuv", wie Bürger ihn nannte, vermochte nur im ersten Feuer zu schaffen, nur dann ein wirklicher Dichter zu sein, wenn Lava glühendheißen Empfindens eruptiv aus seinem Gehirn hervorschoß. Es mußte im ersten Anlauf geschehn, mit möglichster Schnelligkeit, wie eine Entäußerungstat seines Innern. Zum Feilen und Bosseln verstand er sich niemals. „Was ich nicht wie der Blitz ergreifen und durchdringen konnte, das ließ ich liegen", schrieb Schubart von sich selbst.

Zahllose poetische Pläne warf er im ersten Feuer auf das Papier, dann aber stieg ihm sofort der Ekel vor einer dauernden Beschäftigung des Ichs, und jene Pläne blieben Entwürfe. Man hat ihm häufig den Vorwurf gemacht, er habe seine Kraft nur immer versplittert, so wenig nach Größerem, Dauerndem getrachtet. Kurzsichtige Forderung! Er sollte sich sammeln, sich konzentrieren, er, dem eine jegliche Dauerverknüpfung, zumal wenn es wirkliches Handeln galt, auf das Schärfste zuwider. Nicht einmal in seinen Leidenschaften konnte er trotz ihrer Stärke lange verharren, und wenn er schon losbrach, war es zwar heftig bis zum Exzeß, aber rasch auch vorüber. Drum war er so sehr zu Schwankungen und Stimmungsumschlägen geneigt, so überaus leicht und mühelos zu versöhnen, selbst wenn er zum Hasse gar wohlbegründete Ursache hatte. Man hat sich beispielsweise gewundert, daß er dem Herzog Karl Eugen so wenig nachtrug, der ihm den Kern seines Lebens geraubt. Die geringste Guttat, die endliche Befreiung, das Versprechen, sich hilfreich und gnädig zu erweisen, war bereits imstande, seinen Groll wie Nachtgewölk fortzublasen. Das ist nun keineswegs etwa Tugend, vielmehr organisches Bedürfnis seines Hirns. Die nämliche Empfindung, auch wenn sie noch so begründet gewesen, zeitlebens zu nähren und festzuhalten, war wegen der Dauerverknüpfung des Ichs ihm dermaßen peinlich, daß er freudig jeden Scheingrund zur Änderung aufgriff.

Dies Beispiel des jähen Stimmungswechsels sowie der Unfähigkeit, bei einer Leidenschaft auszuharren, sei es nun Liebe oder Haß, ist keineswegs nur vereinzelt zu finden oder bloß und ausschließlich auf Schubart beschränkt, sondern direkt ein typisches Belastungssymptom. So schreibt Grillparzer in sein Tagebuch: „Sonderbare Eigenheit meiner Natur! Ich verzeihe Beleidigungen nicht leicht, aber ich — vergesse sie. Nicht etwa als ein Großmütiger, vielmehr peinigt mich nach jedem Angriff eine so quälende Begier. wenn auch nur durch ein Wort mir Genugtuung zu verschaffen, daß es mir Schlaf und Eßlust nimmt; geht aber einige Zeit ohne Gelegenheit zur Retorsion vorüber und der Begegner wiederholt die Beleidigung nicht, so entschwindet das Ganze meinem Gedächtnis, und ich setze das durch das unangenehme Ereignis unterbrochene Verhältnis fort, als ob nichts dazwischen gekommen wäre. Aus diesem Grunde begrüße ich Leute freundlichst, spreche mit ihnen und nach dem Weggehn fällt mir erst ein, daß ich mir nicht nur vorgenommen, wie das Vernunft und Würde erforden, gegen sie kalt, ja zürnend zu sein. Das ist albern, läppisch und hat mir auch in literarischen Zwistigkeiten nur allzusehr geschadet.“ Hier haben wir alles vollständig durchsichtig. Zunächst die Überempfindlichkeit gegen jeglichen Angriff und die brennende, beinahe krank machende Begier, denselben zu rächen, da der Schwerbelastete deutlich empfindet, er müsse diesem Drang sehr rasch nachgeben, sollte er überhaupt zur Erfüllung kommen. Dann aber das blanke Unvermögen, bei der peinlichen Haßempfindung zu verharren, und das Vergessen, richtiger Verdrängen als Schutzmaßregel. Diese Scheu vor dauernder Assoziation kann sogar die Maske der Tugend vornehmen. So schreibt z. B. August von Platen: „Ich freute mich vormals über mein friedfertiges Gemüt, und daß ich niemand oder nur augenblicklich hassen könne; aber wenn ich darüber nachdenke, so scheint es mir, daß eine strafbare Schwäche und Liebe zur Bequemlichkeit das Motiv jener sanften Gesinnung sei. Es gehört eine gewisse Seelenstärke dazu, um hassen zu können.“ Läßt sich der Assozia-

tionswiderwille, dem jede Festlegung in Liebe und Haß ein Gräuel scheint, durchsichtiger malen?

Am allerbezeichnendsten jedoch bedünkt mich Grabbes Verhalten, selbst schon des Jünglings. Vom 16jährigen schreibt der Biograph: „Bald war unser Dichter niedergeschlagen, zumal wenn ihm Widerspruch entgegengekommen oder sein Ehrgeiz keine Befriedigung gefunden hatte. Bald war er überglücklich und ausgelassen bei den geringsten Erfolgen. Bald war er sehr selbständig, hatte etwas Verschlossenes, ja Unnahbares, bald wieder wie ein Spiel der Winde, leichtgläubig und leicht fortgerissen, bald war er versöhnlich, mild und anschließend, bald hochfahrend und anmaßend und setzte sich aufs hohe Pferd, zumal wenn das Bewußtsein in ihm aufquoll, daß ihm nicht genug Anerkennung zuteil geworden. Er war von einer außerordentlichen Unruhe beherrscht, die zu auflodernder Heftigkeit werden konnte. Das trieb ihn natürlich teils zu einem eigentümlichen Starrsinn und Eigensinn, um sich nämlich Haltung in diesem veränderlichen Durcheinander zu verschaffen, teils zu allerlei wunderlichen Ausflüchten und Sprüngen." Derselbe jähe Stimmungswechsel, vereint mti einem weiteren Stigma, der Maßlosigkeit im Fühlen und Handeln, regiert auch durchaus seine Erotik. Wenn er mit seiner Liebe abgewiesen wird, dann wallt seine Leidenschaft turmhoch empor und greift zu wahrhaft verzweifelten Mitteln. Er droht die Geliebte und sich zu erschießen, würgt sie am Hals und fühlt sich unglücklich wie nie noch ein Sterblicher. Eines Morgens bestürmt er Lucie noch mit heißestem Flehn, und als sie trotzdem ihr Jawort versagt, stürzt er in größter Aufregung fort, so daß sie befürchtet, er könnte sich am Ende ein Leids antun. Das klagt sie nun nachmittags einer Freundin in größter Besorgnis. Aber während sie noch eben jammert und weint, steigt Grabbe vor dem benachbarten Wirtshaus in einen Wagen, lacht, spöttelt und scherzt und fährt zu einer vergnügten Spazierfahrt heiter von dannen.

Diese blanke Unfähigkeit, auch in der Liebe ausharren zu können, hat eine bedeutungsschwere Seite. Der Höchstbelastete ist kaum noch zur Einliebe überhaupt fähig, auch

wenn er dereinst noch so stürmisch begehrte. Drum bleibt er gemeinhin und wohl am zuträglichsten unverheiratet, denn in der Ehe wird er sein Weib durch stete Untreue fast immer enttäuschen. Er wird, ja muß sich in zahlreiche andere Frauen verlieben, wenn auch nur jedesmal für kurze Zeit. Sowie er schlechterdings die Dauerverknüpfung seines Ichs nicht duldet, so auch nicht der stärksten Leidenschaft des Menschen. Sehr bald springt diese von einem Objekt zum andern über, und es muß eine Frau schon sehr tolerant und klug sich betragen, wenn sie den Schwerbelasteten nicht bald von sich abstößt.

Sich dauernd mit seinem Ich zu befassen, ist dem Schwerbelasteten oft selbst in Alltagsdingen nicht möglich. Drum kümmert er sich so wenig um seinen äußeren Menschen, um Ordnung seiner Dinge, um Sitten der Welt. „Ich frage leider weder in Kleidung noch Schriften viel nach äußerer Ausstattung“, schrieb Grabbe einmal, und tatsächlich war sein Aufzug immer recht pitoyable, wenn nicht ein anderer hinter ihm stand. Nicht ohne Grund überließ er die Ordnung seiner Angelegenheit so gern einem andern, der Mutter oder Immermann oder sonst einem Freunde. War er doch in allen Bräuchen des Lebens ein wahres Kind. „Wenn ein Bewohner des Mondes auf die Erde fiele, er würde sich zu uns andern nur ungefähr so fremd verhalten, wie mein irrender Ritter der Poesie“, kennzeichnet ihn Immermann. Nebst einer unzweckmäßgen Erziehung, deren Einfluß natürlich gar nicht zu bestreiten, ist dies wohl hauptsächlich Wirkung des Assoziationswiderwillens. Die tägliche Wiederkehr kleiner Verrichtungen, die stete, wenn auch geringe Mühe, die das Ordnunghalten erfordert hätte, war unser Dichter zu leisten nicht fähig. Als Advokat hielt er seine Bücher so wirr und konfus, daß sogar der getreue, selbstlose Ziegler sich nicht mehr zurechtfand. Und auch seine Führung der Amtsgeschäfte war dermaßen arg, daß, als einmal Ordnung gemacht werden sollte, dies nur durch öffentliche Aufrufe möglich. Auch Schubart war im Gegensatz zum Vater, der immer auf Ordnung und Reinlichkeit hielt, als Knabe bereits zu beiden durchaus nicht anzuleiten. Er hat sich in Wäsche und Klei-

dung stets, auch noch in gereifteren Mannesjahren als Zyniker benommen. Und vollends gar noch Ordnung zu halten, d. h. sich zu dauerndem Tun zu bequemen, war ihm schon durchaus und völlig unmöglich. Zahlreiche seiner besten Gedichte büßte er durch bloße Achtlosigkeit ein und in seinem Zimmer lag alles so kunterbunt durcheinander, daß, wenn seine Gattin nicht Ordnung geschaffen, er nicht vermochte, einen Brief von gestern mehr aufzufinden.

Überhaupt war ihm diese ein wahrhaft unbezahlbarer Schatz. War er doch in Dingen des täglichen Lebens ein völliges Kind gleich sovielen anderen Schwerbelasteten. „Offenherzig bis zum Fehler,*) leichtgläubig wie ein Mädchen, im Gelde, im Hauswesen, im Handel und Wandel, in allem, was nur von ferne merkantilisch aussah, ein völliger Fremdling und dem Betrug jedes Schurken bloßgegeben.“ So schildert der Sohn ihn und setzt dann fort: „Sein Bedienter in Augsburg hat ihm verschiedentlich von dem Gelde vorgeschossen, was er ihm einige Tage zuvor gemaust, und die Summe stets mit Zinsen zurückerhalten. Wenn er Konzert gab, so mußte schlechterdings ein Freund von ihm die Einnahme bewachen lassen, sonst erhielt er bei vollem Saale kaum ein Drittel des Erlöses. Lebte er mit seiner Gattin, so erfuhr er nie den Bestand der Kasse und bekam das ganze Jahr über kein Geld in die Hand, außer wenn er aufs Land fuhr.“ Dies hochbezeichnende Gemälde des Sohnes zeigt uns ein neues Belastungssymptom: den mathematischen Schwachsinn, der zwar so wenig wie der Mangel an Ordnung oder praktischem Sinn, an Rücksicht auf das Äußere oder Bräuche der Welt pathognostisch ist oder etwa allen Belasteten zukommend, aber sich doch immerhin häufiger findet. Der Belastete, welchem dies Zeichen eignet, ist ein schlechter Rechner und ein schlechter Hauswirt. Geldsachen sind ihm ein wahrer Gräuel und die Geschäfte, die er unternimmt, allerdings immer auf fremdes Anraten, bringen fast stets nur schwere Verluste. Hat er Vermögen ererbt oder mitgebracht,

*) „Den offenherzigsten Kerl von der Welt“ nennt sich der Poet in der Selbstbeschreibung. Die Kunst der Verstellung hat er niemals gelernt, „denn Verstellung kostet Mühe“, wie er in trefflicher Selbstdurchleuchtung den Associationswiderwillen kennzeichnet.

ist tausend gegen eins zu wetten, daß es bald in alle Winde zerstreut wird. Von der Armut aber es gar zu dauerndem Wohlstand zu bringen, ist Naturen wie Schubart vollends unmöglich. In den letzten Jahren, die noch auf seine Enthaftung folgten, nahm dieser 4000 fl. pro anno ein. Aber weder da, noch in früheren Zeiten hat er etwas erspart, und als der Tod ihm die Augen schloß, blieb seiner Witwe gar nichts zurück, als Armut und trostlose Dürftigkeit.

Lenau hinwieder hatte sich auf Grundlage eines Prospektes und der Lektüre eines alten Schmökers solche Illusionen über Amerika gebildet, daß er sich sofort mit 5000 Gulden, dem größten Teile seines Vermögens, in eine Gesellschaft einschrieb, die nicht die geringste Bürgschaft bot, daß sie ihre Versprechungen einlösen würde. Der Freunde und Verwandten wohlmeinende Einwände fielen auf durchaus steinigen Boden. Noch mehr, die württembergische Regierung ließ nach eingehender Prüfung der Pläne dieser Auswanderungsgesellschaft eine öffentliche Warnung gegen sie ergehen und der Dichter selber mußte gestehn: „Mit der Aktiengesellschaft stinkt es, ist allerlei Gesindel dabei.“ Aber trotzdem entschließt er sich, 1000 Morgen Ackers zu kaufen und seinem Diener Philipp als Pächter daraufzusetzen. „In 3—4 Jahren“, schwärmte er munter drauf los, „hat sich dann der Wert meines Eigentums auf das Sechsfache gesteigert. Lächle nicht, Schwager, es liegen sichere Berechnungen vor. Der Ankauf des Landes macht von 1000 Morgen 3000 fl. In vier Jahren ist alles kultiviert, und dann kann es, wenn es gut geht, 3000 fl. jährlich tragen.“ (!) Also vom vierten Jahre ab eine Verzinsung des Kapitals mit 100 pCt., und das alles ohne die geringste eigene Mühe und Anstrengung. Welch üppige, beinahe Jules-Vernesche Phantasie! Und unser Dichter ist seiner Sache durchaus sicher. „Ich kann mich auf meine Leute ganz verlassen und gute Ernte in Österreich genießen. Der schlimmste, aber undenkbare Fall wäre, daß sie mir ein Jahr lang keine Rente schicken.“ Der Gedanke, daß man bei solchen Spekulationen auch sein Kapital selber einbüßen könne, scheint ihm also nicht einmal in den Sinn gekommen zu sein. Wie sicher die Anlage und

Verzinsung war, erhellt am besten wohl der Umstand, daß er sein Vermögen nicht nur nicht versechsfacht, daß er ferner niemals einen Kreuzer Zinsen erhalten hat, sondern daß er es überhaupt nur Philipps Treue zu danken hatte, wenn nicht sein ganzes Eigentum verloren gegangen.

Ein drittes Beispiel wäre endlich Grabbe. Es darf als buchstäbliche Wahrheit gelten, was er einmal in einem Briefe bekennt, daß „Geldsachen ihm furchtbar seien". Drum ließ er Verträge am liebsten durch gute Freunde ordnen, da er „den Schacher zu schlecht verstehe". Er besaß eine Menge von Außenständen noch aus seiner Laufbahn als Advokat. doch mußte die Not schon gewaltig drücken, wenn er ans Einfordern denken sollte. Sein Verleger gab ihm gar nie ein bestimmtes Honorar, sondern Grabbe ließ sich, wenn er Geld bedurfte, jeweils von ihm eine Summe auszahlen. In Frankfurt endlich, wo der Dichter des Tags bei unverschlossenen Türen schlief, trieb er die Unvorsichtigkeit so weit, sein Geld in offenen Schubladen rollen oder auf Tischen und Stühlen herumliegen zu lassen.

Hier tritt uns der Assoziationswiderwille von neuem auf das Grellste entgegen, der bei Schubart auch in der Art des Wohltuns ganz sonderbare Blüten trieb. Dieser „gab und gab nur immer zu, solange er hatte, ohne sich im mindesten daran zu kehren, ob es der Empfänger wohl auch verdiente. Bewies man ihm den offenbaren Mißbrauch der Spende, so führte er stets den Weltschöpfer an, der in seinen Wohltaten auch nicht die Person ansehe". Wenn auch der Hang zu solchem Wohltun von Vaters Seite schon in ihm lag, so ist er bei Schubart so maß- und nicht selten ganz sinnlos gesteigert, daß ich des Eindrucks mich nicht erwehre, die Pathologie habe starken Anteil. Es ist, als ob er sein Geld nicht schleunig, nicht rasch genug loskriegen könne, als brenne es sengend in seiner Tasche. Er gibt nicht etwa darum bloß, dem Beschenkten zu helfen, sondern mehr noch, seinen Beutel rasch leer zu bekommen. Es hat also hier der Assoziationswiderwille die Leitung. Eine Summe Geldes lange zu behalten, sich stets mit Gedanken an Bewahrung desselben, an vernünftiges Ausgeben tragen zu müssen, war einem

Manne wie Schubart unleidlich. Der richtige Verschwender ist nämlich jener, den dazu der Verknüpfungswiderstand macht, d. h. also immer ein Schwerbelasteter.*)

Ich kann das Kapitel vom Assoziationswiderwillen nicht schließen, ohne auf den Einfluß der gesellschaftlichen Stellung, sowie der Begabung und endlich des Vermögens aufmerksam zu machen für die Wertung und Schätzung der Belastungssymptome. Analoge Äußerungen, begangen von einem simplen Arbeiter oder einer Unterintelligenz, werden stets sozial ganz anders beurteilt, als wenn sie von Hochstehenden begangen werden oder großen Talenten. Wenn ein Erbprinz z. B. krankhafter Weise von einem Gegenstand zum andern irrt, in allen Wissenschaften und Künsten dilettiert, weil ihn die Belastung nicht ausharren läßt, ihn ruhelos Neues aufzusuchen zwingt, so heißt dies im amtlichen Zeitungsstil: „Seiner Hoheit lebhaftes Interesse für alle Künste und Wissenschaften.“ Bei einem gewöhnlichen Sterblichen aber würde man sagen: „Der Kerl ist einfach zu gar nichts zu brauchen!“ Der unbezwingliche Reisedrang macht den Proletarier zum verachteten Landstreicher, den Hochgeborenen zum wenn auch nur nominellen Führer einer wissenschaftlichen Expedition, den schlechtweg Reichen zum Epikuräer, der in allen Ländern und bei allen Völkern vornehmste Kultur sich anempfindet. Und doch ist's im Grunde stets ein und dieselbe Gehirnanlage, stets die nämliche Belastung, nur unter verschiedenen äußeren Umständen.

Wir kommen nun zu einer neuen Gruppe von Belastungszeichen, bei welchen die abnorme Gehirnanlage besonders in den Vordergrund trifft. Diese fehlte natürlich auch den bisher besprochenen Stigmata nicht. Denn ohne abnorme

*) Von dem mathematischen Schwachsinn des Belasteten ist jener zu trennen, der sich weniger im Leben, als in der Schule weist, bei solchen, die philologisch oder künstlerisch stark begabt sind. Da kann bisweilen der mathematische Stumpfsinn solche Grade erreichen, daß der Schüler ganz sicher durchfallen müßte, drückte der Professor nicht ein Auge zu. (Hamerling, Paul Heyse etc.) Wo es sich um Begriffliches handelt, wie etwa in der höheren Mathematik, kommt jener dann oft ganz gut mit. Es ist also wie bei Robert Hamerling eigentlich nur ein Ziffern- oder Zahlenschwachsinn Auf der anderen Seite findet sich typischer Schwachsinn, also Degeneration, bei Rechenkünstlern und mathematischen Wunderkindern mit eminentem Zahlensinn vergesellschaftet.

Gehirnanlage ist weder die konstitutionelle Verstimmung noch der Assoziationswiderwille erklärlich. Doch sticht sie da nirgends so grell hervor, wie in den nunmehr zu besprechenden Symptomen. Da ist vorerst eins anzuführen, das an den Verknüpfungswiderstand sich anschließt, ja großenteils innig mit ihm verfilzt ist und für schwere Belastung pathognostisch wie dieser:

III. Die allgemeine Maßlosigkeit.

Der Schwerbelastete — auch hier will ich wieder von diesem ausgehn — ist maßlos in allem, im Fühlen wie im Handeln, im Guten wie im Bösen, im Lernen wie im Lesen. im Lieben, im Hassen und auch in der Eifersucht. Er arbeitet stets mit einer psychischen Ataxie. Man wird dies Symptom kaum je bei einem Schwerbelasteten missen, wo es auch manchen andern Äußerungen, z. B. des Assoziationswiderwillens eine hochcharakteristische Färbung verleiht. Der jugendliche Goethe*) sagte von sich, er habe „von Natur ein kleines Vulkanchen mitbekommen". Das dürfte die Maßlosigkeit am besten kennzeichnen. Und wenn wir dazu noch einen zweiten Ausspruch halten aus dem nämlichen Munde: „Man muß oft etwas tolles begehn, um nur wieder eine Zeitlang leben zu können", ferner Grabbes Wort: „Ich glaube, der Ätna hat am meisten Ruhe, wenn er das meiste Feuer speit", endlich Schubarts Satz, daß die maßlose Arbeit „ein Analogon von Ruhe" in seinem Herzen schaffe, so dünken mich Grund und Notwendigkeit, wenn auch nicht die Entstehung des Zeichens durchsichtig.

Was dem Schwerbelasteten fast unmöglich scheint, ist das Maßhaltenkönnen. Es gibt keinen Mittelzustand für ihn,

*) Ich will hier gleich der Meinung vorbeugen, ich hielte Goethe für einen Schwerbelasteten, etwa vom Schlage Lenaus oder Raimunds. Der gang und gäben Anschauung freilich, er sei ein Muster psychischer Gesundheit gewesen, kann ich nicht beipflichten, wie ich in einer monographischen Arbeit („War Goethe eine pathologische Erscheinung?", Deutsche Revue 1899) und im letzten Kapitel dieses Buches ausführe. Er besaß doch immerhin eine ganz erkleckliche Portion von Belastung. Nur gelang es ihm in reiferen Jahren, zumal nach der ersten italienischen Reise, derselben äußerlich ganz Herr zu werden, was dem Schwerbelasteten unmöglich wäre, auch wenn er Goethe an Glück nicht nachstünde. Im Texte werde ich in der Lage sein, auch bei diesem nicht allzukranken Genie ganz typische Belastungssymptome zu zeigen.

er bewegt sich fast immer nur in alleräußersten Extremen. Wenn man Schubart z. B. mit Mäßigung kam, so erfolgte sicher die grimmige Antwort: „Es ist eine lächerliche Forderung gewisser Moralisten, immer und immer nur die Leidenschaft zu zügeln.“ So felsenfest war der Glaube in ihm, daß diese angeborene Gewalt auf keinerlei Art zu entwurzeln stünde. Hyperbel, die fast an Wahrheit grenzt, ist die Stelle eines Briefes, daß er „oft Feuer und Flamme schnaube“, wie nicht minder der Ausspruch: er müsse rasen, um froh zu sein. Nur ruhiges Leuchten, Maßhaltenkönnen war ihm unmöglich. Wenn er sich nicht lodernd verzehren durfte, dann war ihm das Leben nimmer gelebt! „Seine Leidenschaften waren kurz, aber fürchterlich“, berichtet sein Sohn, „und er vergaß im entscheidenden Ausbruch all seiner Grundsätze und Überzeugungen dergestalt, daß man Todschlag und Verderben befürchten mußte.“ In Geißlingen peitschte er einen dummen, boshaften Knaben so arg, daß die ganze Schule kniend für ihn bat und der Arme durch Wochen das Bett hüten mußte. Das Stärkste aber erlebte unser Berichterstatter am eigenen Leibe. Ihn warf der Vater in Augsburg einmal die Altane hinab, weil er — der sechsjährige Knabe! — nach Mitternacht in einem Winkel schlief, statt zu wachen, wie jener zu den Freunden behauptet. Dieser nämliche Vater hat aber nur wenige Wochen darauf den Sohn vor einem wütenden Hunde gerettet, ein andermal wieder mit Lebensgefahr aus den Wellen der reißenden Donau gezogen.

Es sei hier ausdrücklich angemerkt, daß der Jähzorn als solcher und isoliert dastehend, d. h. eine Einzeläußerung der allgemeinen Maßlosigkeit, die schwere Belastung noch nicht erweist, so wenig als vereinzelte körperliche Degenerationsphänomene. Er weist uns höchstens auf diese hin, gibt uns einen Fingerzeig, auf weitere Bestätigungen zu pürschen. Wohl aber kann dies Zeichen einer bestehenden leichteren Belastung sich in der nächsten Deszendenz schon derart verstärken, daß es eine schwere Belastung erzeugt. Ein Beispiel hierfür ist Schubart, der Vater, und sein Sohn, der Dichter. Wie schwer belastet der letztere gewesen, ward schon im Bisherigen ausgeführt. Vom Vater hingegen kennen

wir nur einen bedenklichen Zug: seine gelegentlich hervorbrechende Leidenschaftlichkeit. „Seine Leidenschaften waren kolossal“, berichtet der Enkel, „und er verleugnete, wenn er losbrach, ganz seinen edlen, menschenfreundlichen Charakter. Weib, Kind, Verwandte, Freund, Amt — alles entschwand seinen Blicken, wenn Zorn oder sonst ein heftiger Affekt sich seiner bemeistert hatte, und ich glaube, er wäre da eines Mordes fähig gewesen. Solche wütende Ausbrüche zerstörender Leidenschaft sind mir in meinem Leben nie wieder vorgekommen, wie ich sie als Knabe ein paar Mal an diesem Manne gesehen“. Dieser Punkt ist aber der einzig ominöse an diesem sonst kerngesunden Menschen und es ist auch sein mannhaftes Streben bezeugt, seiner Leidenschaft völlig Herr zu werden, was ihm dann auch so ziemlich gelang. Beim schwerbelasteten Dichter hingegen sind die Leidenschaften kaum minder heftig, doch fehlt ihm bereits fast ganz die Fähigkeit, irgend zu hemmen. Er bereut seine Hitze zwar ehrlich und rasch, doch schon ein kleiner Anlaß genügt, um alle Vorsätze auszulöschen und ihn wieder zum „Helden des moralischen Katzenjammers“ zu machen.

Und nun für die Maßlosigkeit in andern Formen noch ein paar Beispiele. Als Heinrich von Kleist an der Frankfurter Universität studierte, hatte er so zahlreiche Kollegien inskribiert und sich damit soviel Geschäfte aufgeladen, daß sie selbst seinem Professor allzuviel dünkten und Kleist von sich rühmen durfte: „Wenn ich sie dennoch trage, dann kann ich mit Recht behaupten, ich hätte fast Unmögliches möglich gemacht.“ Was Platen alles zusammenstudierte, habe ich im vorigen Kapitel erzählt. Es gibt eine physiologische Lesewutszeit: die Pubertät, wo schon der normale Assoziationshunger fortwährend neue Befriedigung heischt. Wenn aber ein Mensch durch Jahre und Jahrzehnte ganz maß- und meist auch planlos liest, wie Platen oder Conrad Ferdinand Meyer, dann birgt sich dahinter ganz sicher ein schweres Belastungssymptom. So muß Platen selber einmal bekennen: „Lektüre und ewig Lektüre! Es scheint fast, ich lebe nur, um zu lesen!“ und ein andermal wieder: „Wie andere Zerstreuung, so muß ich Arbeit auf Arbeit häufen, wenn ich

anders einige Zufriedenheit genießen soll!“ Grabbe vermochte stets nur in einzelnen Attacken zu dichten, gewissermaßen anfallsweise, in Zeiten aber, da ihn seine „unmäßige Arbeitswut“ packte (Immermann), geradezu unerschöpflich. Raimund endlich konnte, wenn nicht alles genau so gesprochen und dargestellt wurde, wie er es mit Geistesaugen gesehn, sich bis zu Tätlichkeiten versteigen. Den Schauspieler Tomaselli z. B. schlug er einmal blau und grün, weil dieser den Habakuk im „Alpenkönig“ nicht ganz so spielte, wie er ihn gemocht. Ein Kollege meinte geradezu: „Seine Heftigkeit und Grobheit müssen ihn selbst vor der Zeit aufreiben.“ Nicht minder heftig und impulsiv war Raimunds Eifersucht und Liebe, selbst Toni Wagner gegenüber, an deren Ehrbarkeit er niemals zweifelte. Diese hatte die Kasse im Kaffeehaus ihres Vaters über und mußte natürlich mit den Gästen verkehren. Da sieht sie nun Raimund einmal von außen mit einem der Besucher konversieren und gerät darüber in solche Wut, daß er die große Fensterscheibe eindrückt, um sie nur allsogleich zu verdonnern.

Vorstehend begegnete uns wiederholt die Verknüpfung zweier schwerer Belastungssymptome: der Maßlosigkeit und der Assoziationsscheu. Der innige Zusammenhang zwischen den beiden liegt auf der Hand. Denn wem da bewußt ist, daß kein Empfinden und keinerlei Tun Bestand haben kann, daß jedes, auch das mächtigste Feuer über kurz oder lang verschwelen muß, dieweil ihm Dauerverknüpfung unmöglich, der sucht durch möglichste Intensität zu ersetzen, was ihm an Beharrlichkeit notwendig abgeht. Er weiß gar wohl, wenn er sein Ziel nicht bald erreicht, erreicht er es niemals. Drum stürmt er mit vollem Dampf stets vor, eh der Verknüpfungswiderstand Zeit hat, sich einzunisten.*) Das vielmißbrauchte Bild vom Strohfeuer ist aus dem nämlichen Grunde so zutreffend. Mit dem ersten Funken gleich zum Himmel zu

*) Das sieht für oberflächliche Betrachtung wie zweckbewußte Anpassung aus, doch ohne es in Wahrheit zu sein. Schon darum nicht, weil sowohl die Maßlosigkeit als die Associationscheu meist ganz unabhängig von einander vorkommen. Sind die zwei Symptome auch gelegentlich vereint, so ist das eine nicht Folge des andern, sondern beide sind durchaus koordiniert.

lohen, um dann in Kürze effekt- und nutzlos völlig zu verglimmen, das ist für alles Tun und Empfinden eines Schwerbelasteten hochbezeichnend. Besser noch träfe das Bild vom Zündhölzchen oder der Rakete zu, die urplötzlich aufflammt, urplötzlich explodiert, um ebenso plötzlich ganz zu verpuffen.

Das maßlose Fühlen ward oben von mir nicht völlig erschöpft. Eine Seite ließ ich geflissentlich unbesprochen, um sie jetzt im Zusammenhang vornehmen zu können. Ich habe schon eingangs ausgeführt, daß der Schwerbelastete sein Ich stets peinlich und leidvoll empfindet. Bei dieser abnormen Bewertung seines Selbst ist es kaum zu verwundern. daß er sein Ich nur äußerst selten zutreffend einschätzt. Er wird es fast immer über- oder unterbewerten und gar nicht so selten löst sich beides rasch und zu wiederholten Malen ab. Besonders auffällig für die Umgebung ist die Überbewertung, die sich in maßloser Eitelkeit, in maßlosem Hochmut oder Ehrgeiz kundgibt. Oft besteht ein Heißhunger nach Celebrität, eine Sucht nach Berühmtheit, sogar ganz wildfremden Leuten gegenüber. Das Selbstbewußtsein kann ungeheuerlich emporgeschraubt sein und daneben gleichzeitig ein Hinhorchen bestehn auf das leiseste Wort des Lobs oder Tadels, oft selbst in ganz obskuren Blättchen. Tagelang kann einen Schwerbelasteten ersteres freudig, noch viel öfter das letztere traurig stimmen. Er ist überempfindlich für jede auch nur vermeintliche Kränkung, überempfänglich für die unbedeutendste Huldigung. Ja, mit solchen Naturen kann es soweit kommen, daß sie nicht einmal das Lob mehr vertragen, so man andern spendet, weil sie darin einen Raub am eigenen Selbst erblicken und dem Lob, das ausschließlich ihnen gebührt.

Auch hier werden Beispiele besser illustrieren, als sämtliche Worte. Platen hatte bis zum ersten Drucke der Ghaselen unendlich wenig Selbstvertrauen, unzählige Male an seinem Können verzweifelt und allem Dichten für immer entsagt. Fast auf jeder Seite der Tagebücher sind davon reichlich Proben zu finden. „Ich kann einmal nicht höher fliegen, als meine Kraft reicht, ich verspüre nichts in

mir, was eine besondere Gabe der Natur verriete. Lange Übung in Vers und Reim von früher Kindheit auf und die Gewohnheit, den Dingen ihre poetischen Seiten abzusehen, machen noch keinen Poeten. Der Geist ist willig, aber die Kraft gering.“ — „Wenn man seinen Namen nicht bis zu den unsterblichen Sternen emporheben kann, so ist es besser, gänzlich unbeknant im Gewühle des gemeinen Haufens unterzugehen.“ — „Die Poesie habe ich ganz aufgegeben; ich betrachte meine Verse als meine Jugendsünden.“ So schreibt er nicht lange vor seinen ersten Publikationen. Doch kaum erblüht der geringste Erfolg, so schießt der eben noch so zage Dichter weit übers Ziel, weit über alle Schranken hinaus. Mit tausend lechzenden Ohren saugt er Lobsprüche ein, woher sie auch kommen. Er zitiert umständlich jeden Zeitungsschmierer, hat eine närrische Freude am Lob und nennt im Tagebuch alle mit Namen, die seinen Vorlesungen beigewohnt hatten. Wie schneidend und stolz weist er hingegen ein jedes absprechende Urteil zurück, wie ergießt er sich in Versen und grimmigen Briefen wider seine Kritiker, wie rüpelt er selbst seine Mutter an, als sie ihm einmal den Beifall weigert! Und in welch überschwänglichen Verzükkungslauten schwärmt er nunmehr von seinen Poesien! Über die schalen Wortwitze des „gläsernen Pantoffels“ urteilt er selber: „eine unbesiegbare Heiterkeit des Lebens sei über sie ausgegossen“, die Behandlung des Stoffes in den „Abassiden“ sei „einfach homerisch“ und „die Liga von Cambrai“ enthalte „vielleicht die großartgisten politischen Gedanken, die jemals über Venedig ausgesprochen worden.“ Kritik seiner Werke ist ihm ein Gräuel, er will sie höchstens in Versen gestatten, nie aber in nüchterner, hausbackener Prosa. Und als er „die verhängnisvolle Gabel“ geschrieben, wird er nicht müde, dem Vater wie den Freunden stets wieder zu versichern, sie sei ein ganz unsterbliches Werk von einer sprachlichen Schönheit, wie man sie im Deutschen bislang nicht gehört, mit ihr beginne eine neue Epoche, nicht bloß in s e i n e m poetischen Leben, sondern schlechtweg im deutschen Schrifttum überhaupt. Wenn Pfeufer einmal von des Dichters „wahrer und nicht erheuchelter Bescheidenheit“

spricht, die Späteren hingegen von seiner „ganz unerhörten Selbstüberschätzung", so haben sie beide vollkommen Recht. Ist doch beides lebendig im selben Individuum, im selben Gehirn, nur zu auseinanderliegenden Zeiten.

Bei Heinrich von Kleist tritt besonders der maßlose, zweifellos krankhafte Ehrgeiz hervor, den der Dichter selber in tiefster Seele schmerzhaft empfand. „Ruhe vor den Leidenschaften" ersehnt er sich häufig, und seine Selbstkenntnis fügt hinzu: „Der unselige Ehrgeiz ist ein Gift für alle Freuden!" Mit einer höchsten Schöpfung gedachte er Sophokles, Shakespeare und Goethe zusamt in die Schranken zu rufen und warf zum Schlusse, an seinem Können völlig verzweifelnd, ein Manuskript des „Guiskard" nach dem andern in die Flamme. Als ihm sein höchster Wurf nicht gelingen wollte, die Rechtfertigung seines hochmütigen Goethe-Worts „Ich werde ihm den Kranz von der Stirne reißen!" — da stürzt er fort, den Schlachtentod zu sterben. Seiner Schwester schrieb er darüber bezeichnend: „Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm wie ein eigensinniges Kind alle übrigen hin!" Ihm war nach Wilbrandts schönem Wort das Leben nichts, wenn es nicht alles war. Auch von Raimund endlich existieren Züge so maßloser Eitelkeit und eines so ungeheuerlichen Ehrgeizes, daß dieser selbst Laien schon krankhaft dünkte. Wie Holtei berichtet, war jener Dichter kaum jemals zufrieden, fand sich gar nie genugsam geehrt, so daß er ihn immer noch trösten mußte. „Seine Eitelkeit ging, die Wahrheit zu reden, über alle Grenzen, und Saphir sagte einmal sehr treffend von ihm: ‚Wenn Raimund erfährt, man habe ihn den größten dramatischen Dichter (Schauspieler nebenbei) aller Nationen genannt, mit dem bescheidenen Vorbehalte, daß auch einige Engländer, Spanier, Franzosen und Deutsche beachtenswerte Versuche geliefert, so geht er gewiß in der Stadt herum und jammert über Kabale.' Das klingt übertrieben, boshaft — und wenn es dieses beides wäre, so ist es daneben doch wahr!" Nun ist ja männiglich bekannt, daß Schauspieler samt und sonders eine tüchtige Dosis von Eitelkeit besitzen, um nicht zu sagen von Selbstüberschätzung,

die darum noch lange nicht krankhaft zu sein braucht. Trotzdem sind die obzitierten Sätze keine Übertreibung, wie außer Bäuerle auch Costenoble beweist, ein durchaus unverwerflicher Zeuge. Dieser bedeutende Mime des Hofburgtheaters kannte gewiß die Schauspielereitelkeit recht gut und wußte sie gebührend einzuschätzen. Auch war er ein Freund und Lobredner Raimunds, der seinen Ruhm schon damals pries, als diesen noch niemand zugeben wollte. Und dennoch schrieb er 1832 in sein Tagebuch: „Raimund wird immer ungenügsamer, und Ehrenbezeugungen machen ihm keine Freude mehr. Er ist so selbstisch, daß ihn sogar der Beifall ärgert, den Löwe jetzt als Garrick erhält; er nennt das Stück eine arge Posse.“ Und wie ein Hellseher fügt er hinzu: „Der wird noch toll oder bringt sich um!“ Und ein Halbjahr darauf fühlt er sich zu dem Ausruf gedrängt: „Wie wenige Menschen vermögen doch Raimunds Gemüt zu fassen, das ein Gemengsel von Humor, Trübsinn und großem Ehrgeiz ist! Letzterer ist so unbändig, daß selbst eine gelungene Rolle ihm keine innige Freude machen kann.“

Ich will hier endlich einem Einwand begegnen, den man mit einem Schein von Recht mir entgegenhalten könnte. Das Wörtchen „Maßlosigkeit“ ist durchaus kein scharf umrissener Begriff. Wann fängt eine Sache an, maßlos zu werden, bis zu welcher Grenze ist sie noch physiologisch, noch in in die Breite des Normalen fallend? Ist da nicht alles ganz subjektiv, der Willkür des Einzelnen überlassen? Nun räume ich ohne Weiteres ein, daß die Grenze keineswegs scharf zu ziehen. Es handelt sich ja nicht um Gradunterschiede, nur um solche der Größe. Und dennoch, bedünkt mich, gibt es ein wirklich zutreffendes Kriterium. Was den Zeitgenossen nämlich, zumal vom gleichen Beruf und Streben, als maßlos erschien, das dürfen wir unbedenklich auch heutigentags als maßlos bezeichnen. Auch geht es niemals um feine Differenzen, ein unbedeutendes, geringes Plus, sondern stets um ein grobes, gewaltiges Zuviel, das ohne Ausnahme sämtlichen auffällt, einstimmig als maßlos angesprochen wird.

Ich komme nunmehr zu einer Reihe von Belastungszeichen, die gleichfalls wieder die abnorme Gehirnanlage

in den Vordergrund rücken, doch bei weitem und lange nicht so konstant sind, als die bisher besprochenen drei Symptome, und auch nicht einwandfrei pathognostisch. Man kann von ihnen lediglich sagen, daß sie, wo vorhanden, vereinzelte Belastungssymptome darstellen, Anfänge einer vorläufig noch nicht schweren Belastung, die uns Anregung geben, nach mehr zu forschen. Doch können sie gelegentlich auch gänzlich isoliert dastehen, mit sonstiger völliger Gesundheit gepaart. Ich will auch hier gleich offen bekennen, daß ich die Erkenntnis dieser Zeichen schon minder meinen Dichteranalysen danke, wo ich sie mehr vereinzelt fand, als meiner Beobachtung an offensichtlich belasteten Menschen und endlich zum geringsten Teile der medizinischen Literatur, welche Quelle freilich in diesem Punkte die mindest verläßliche. Die ganze Gruppe möchte ich zusammenfassen als:

IV. Die abnorme cerebrale Reaktion.

Hierher gehört z. B. die besondere Gemütserregbarkeit und Eindrucksfähigkeit des Gehirns. Nicht selten sind belastete Menschen von hochgradig gesteigerter Emotivität. Einen dieser Züge, die Zornmütigkeit, die leidenschaftliche Heftigkeit bis zum wildesten Jähzorn, konnte ich schon oben bei Schubart Vater und Sohn beschreiben. Andre Belastete sind von ausnehmender Weichheit, Tränen- und Rührseligkeit beim geringsten Anlaß, ungeheuer mitfühlend und maßlos wehleidig. Dieser kann keinen Tropfen Blut sehen, jener von Blut nicht reden hören, ohne darüber gleich in Ohnmacht zu fallen, selbst bei der kleinsten Inzision oder der geringsten Verletzung. Es gibt sonst durchaus gesunde Naturen, die eine krankhafte Überempfindlichkeit beherrscht gegen Unangenehmes. Dem Laien erscheinen die übertrietriebenen Anstalten, welche sie treffen, um sich vor peinlichen Eindrücken zu schützen, oft beinahe lächerlich. Ein treffendes Beispiel ist Goethes Mutter, die „Frohnatur", und im Übrigen von scheinbar klassischer Gesundheit. Nur schreckte sie zeitlebens vor Traurigem und Leidigen derart zurück, daß sie dieses nicht einmal anhören mochte. Den Dienstboten war es streng untersagt, ihr Unangenehmes

jemals zu melden, und selbst von der Krankheit des geliebten Sohns erfuhr sie erst dann, als alle Gefahr bereits abgewendet war. Ganz ähnlich verhielt sich der Dichter selber. Vom Tode geliebter Personen durfte man dem Geheimrat niemals erzählen und, als er selber einmal erkrankte, seines leidenden Zustandes ja nicht gedenken. Selbst Abschied zu nehmen, wenn er verreiste, war ihm so peinlich, daß er dies nach Möglichkeit unterließ. In das nämliche Kapitel der erhöhten Affektivität gehört auch das leichte Erröten und Erblassen, das auch halbseitig sein kann, und die Neigung zu Ohnmachten.

Ein Zeichen der Belastung ist auch die besondere Impressionabilität, die oft maßlos gesteigerte Eindrucksfähigkeit des Gehirns, selbst bei kleinen oder ganz alltäglichen Anlässen. Lenau z. B. wurde in einem amerikanischen Spinnhause unter all den Rädern und Spindeln förmlich krank und übel zu Mute. Als er mit voller Dampfkraft zum letzten medizinischen Rigorosum studierte, wandelte ihn richtig nach vier Wochen ein furchtbarer Ekel vor dem Lernen an, er bekam nervöses Fieber, cerebrales Erbrechen und fühlte sich an Leib und Seele derart zerschlagen, daß er schleunigst eine Erholungsreise antreten mußte. Die Redaktionsarbeiten am Musenalmanach verstimmten ihn ungemein, und die Korrektur des Bürstenabzuges seines „Savonarola“ nannte er eine „heillose, geistlose, erbärmliche Nuselei“, die ihn derart verstimmte, daß ihm alles verleidet war und ihm seine ganzes Leben wie ein Druckfehler vorkam, sein Schicksal wie ein besoffener Setzer und er selbst in seinem verdrießlichen, unrasierten und vernachlässigten Zustande wie ein schmutziger Bürstenabzug. Platen hinwieder versetzt die Aufführung von „Treue um Treue“, wie der Druck der „Ghaselen“ in eine Aufregung, die kaum noch zu schildern. Kleine, unschwer zu beseitigende Mißlichkeiten machen ihn gleich tief unglücklich, u. z. oft selbst minimale Druckfehler. Er erscheint zuweilen so haltlos traurig, daß es die Freunde ganz gespenstisch anmutet.

Im Vorstehenden war uns ein Symptom begegnet, das sich in dieser Art ausschließlich nur bei Belasteten findet:

das nervöse Fieber und das nervöse Erbrechen, von Laien auch Gallenfieber genannt, wenn das Herausbeförderte gallig gefärbt ist. Es gibt tatsächlich ein nervöses (nicht hysterisches) Fieber, was uns sofort verständlich wird, wenn wir bedenken, daß die Körperfühlsphäre zugleich die wärmeregulierende Gehirnpartie ist. Ich möchte sogar die Behauptung wagen, daß es häufiger zu finden, als gemeinhin geglaubt wird. Von den Fällen abgesehen, wo es nach maßloser Tätigkeit sich einstellt, tritt es besonders in der Pubertät hervor, zumal bei maßloser Liebe und Eifersucht. Grillparzer z. B. packte im 15. Lebensjahre die Leidenschaft für eine gleichaltrige Schauspielerin, obwohl ihm der Gedanke nicht fern stand, er überschätze sowohl ihr Äußeres als ihr Talent. Trotzdem vertieft er sich in diese Leidenschaft so, daß, als sich herausstellt, jene sei von ihrem Vater an einen reichen alten Herrn verkauft worden, und er sie mit diesem in einer Loge erblickt, solches ihn sofort in ein „nicht unbedeutendes nervöses Fieber“ wirft, wie in ähnlicher Art auch in späteren Jahren, wenn ihn wahnsinnige Eifersucht packte. Ein klassisches Beispiel ist endlich Goethe in seinem Verhältnis zu Käthchen Schönkopf. Eines Nachts träumt ihm, sein Käthchen habe ihn in einen Sack gesteckt, worüber er aufwacht. „Aber der verfluchte Sack lag mir noch im Kopfe.“ Da fühlte er plötzlich einen Fieberparoxysmus, daß ihm der Kopf ganz taumelig ward. „Ich riß mein Bett durcheinander, verzehrte ein Stückchen Schnupftuch und schlief bis acht auf den Trümmern meines Bettpalastes.“ Bald darauf hat sein Liebchen ihm, wie er meint mit Kälte begegnet, und dies Ärgernis genügt, damit er am Abend in Fieber verfällt, die ganze Nacht von Frost und Hitze entsetzlich gepeinigt wird und den folgenden Tag noch zu Hause bleiben muß. Auf die Nachricht, daß Käthchen mit der Mutter in die Komödie ging, „wird sein Blut zu Feuer“. Er „rennt wie ein Toller“ auf die Galerie des Theaters, und als er sein Lieb in einer Loge erblickt und hinter dessen Sitz einen bekannten Herrn, „da dachte ich, mein Kopf spränge mir vor Wut“, trotz aller Kälte des Mädchens gegen jenen. Eine Viertelstunde saß er so da. „Auf einmal faßt mich des Fieber mit seiner ganzen

Stärke, und ich dachte in dem Augenblicke zu sterben.“ Dann stürzt er nach Haus und öffnet dem Freunde sein schweres Herz. Nach kurzer Ruhe taucht ein holder Balsamgedanke empor. „Vielleicht hat morgen ihre Kälte gegen mich nachgelassen. Hat sie's nicht, so bin ich gewiß, einen gedoppelten Anfall von Fieber morgen abend zu kriegen. Gute Nacht mein Freund! Mein Gehirn ist in Unordnung!“*)

Bei Schwerbelasteten vermag anscheinend auch dem dichterischen Schaffen ein fieberhafter Zustand vorauszugehen. Man denke z. B. an die Schilderung Grillparzers über die Entstehung seiner „Ahnfrau“. Als er eines Morgens im Bette lag, hatten sich in seinem Kopfe zufällig zwei vor längerer Zeit gelesene Geschichten gekreuzt und mit einander die Grundzüge der dramatischen Handlung gebildet. Doch ließ er es vorläufig dabei bewenden, und es bedurfte wiederholter Mahnungen seines väterlichen Freundes Schreyvogel, um seinen Ehrgeiz aufzukitzeln und ihn zur Ausarbeitung zu bewegen. Die entscheidende Anregung war bei einer zufälligen Begegnung gefallen, und als Grillparzer nun, seinen Spaziergang fortsetzend, dem Stoffe nachhing, brachte er trotz angestrengtester Tätigkeit nicht mehr zustande, als die ersten 8—10 Verse, die er zu Hause dann auf ein Blättchen schrieb. „In der Nacht entstand nun ein sonderbarer Aufruhr, und eine Fiberhitze überfiel mich. Ich wälzte mich die ganze Nacht von einer Seite auf die andre. Kaum eingeschlafen, fuhr ich wieder empor. Und bei alledem war kein Gedanke an die ‚Ahnfrau‘ oder daß ich mich irgend meines Stoffes erinnert hätte. Des andern Morgens stand ich mit dem Gefühl einer herannahenden schweren Krankheit auf. frühstückte mit meiner Mutter und ging wieder in mein Zimmer. Da fällt mir jenes Blatt Papier mit den gestern hingeschriebenen, seitdem aber rein vergessenen Versen in die Augen. Ich setze mich hin und schreibe weiter und weiter, die

*) Ein exakter Forscher könnte einwenden, daß die Hyperthermie nicht thermometrisch konstatiert sei. Doch abgesehen davon, daß kein Mensch präzis zu definieren vermag, was eigentlich Fieber sei, so wissen wir heute, daß die Höhe der Temperatur nicht das Entscheidende ist, sondern die Allgemein- und Begleiterscheinungen. Ich glaube, auch hier hat die Sprache des Volkes den Nagel auf den Kopf getroffen, viel besser als das Kauderwelsch unserer Fachgelehrten.

Gedanken und Verse kommen von selbst, ich hätte kaum schneller abschreiben können. Des nächsten Tages dieselbe Erscheinung. In drei oder vier Tagen war der erste Akt beinahe ohne ein durchstrichenes Wort fertig. Ebenso schnell entstand der zweite und dritte Akt. Da fiel plötzlich kaltes Wetter ein und es war mir, als ob mir alle Gedanken vergangen wären. Ich schlich mich ganz traurig zu Schreyvogel und klagte: ich hätte wohl vorausgesagt, daß es nicht ginge. Er meinte aber, es werde schon wieder kommen und so geschah es auch. Nach zwei- oder dreitägiger Unterbrechung vollendete ich das Stück mit derselben Raschheit, mit der es begonnen war. In nicht mehr als 15 oder 16 Tagen habe ich es geschrieben."

Auffällig ist auch der mächtige Einfluß, welchen die Belastung auf das Fieber und seine Erscheinungen nimmt. Vor allem kommt es bei Schwerbelasteten oft zu ganz exzessiven Temperaturen, ohne daß die Infektion hinreichende Erklärung dafür abgäbe. Die Belastung, d. h. die krankhafte Veränderung des Gehirns, welche ihr zugrunde liegt, kann aber auch sonst die ganze Temperaturkurve umstoßen, sie vollständig irregulär gestalten, selbst in Krankheiten mit ganz typischem Verlauf und Temperaturgang. Es ist dann ferner beinahe Regel, daß das Sensorium in Mitleidenschaft gerät, Somnolenz und Sopor, Delirien und Halluzinationen auftreten, intensivster Kopfschmerz, ja selbst auch Krämpfe, so daß gar leicht das Bild eines Meningitis vorgetäuscht wird.

In dem Beispiel von der Entstehung der „Ahnfrau" trat uns noch ein Phaenomen entgegen, das auch für die Belastung kennzeichnend ist: der mächtige Einfluß, den ein Kälteeinfall auf das dichterische Schaffen nahm. Urplötzlich versiegte Grillparzers stärkste poetische Kraft, da kaltes Wetter eingebrochen war. Auch Goethe waren Licht und Wärme weit nötigere Reize wie andern Menschen. Die Wochen vor dem kürzesten Tag im Jahr war er stets deprimierter Stimmung, und unter Weimars „cimmerischem Himmel" ruft er wehklagend: „Wenn die Landschaft keine Farben hat, wie kann man da leben!" In Italien empfindet er den Scirocco, der allen anderen Schaden bringt, nicht un-

angenehm, weil er nur warm ist, und der römische August entringt ihm die Worte: „Der Sommer war sehr und ungewöhnlich heiß, daß ich also einmal sagen kann: ich habe einen Sommer gelebt!“ Im Allgemeinen darf man behaupten, daß die Intoleranz sowohl gegen Kälte als gegen die Wärme zu den Belastungssymptomen zählt. Der eine verträgt kein warmes Wetter, zumal nicht sciroccales, aber selbst auch nicht gut geheizte Stuben, der andre hinwieder ist überempfindlich gegen Kälte und Wind. Immerhin scheint mir eine Überempfindlichkeit gegen Hitze, die bekanntlich den Gefäßtonus stark herabsetzt, um vieles verbreiteter. Die meisten Schwerbelasteten werden im Sommer bei größerer Hitze fast zu jeder Arbeit völlig unfähig. Conrad Ferdinand Meyer z. B. konnte noch im Frühling ganz prächtig schaffen. Doch mit der steigenden Wärme übermannte ihn körperliche und geistige Erschlaffung und trieb ihn in die Frische der Firnen empor. Und am 15. Dezember 1881 schrieb er an Louise von François: „Es ist eben jetzt so hübsch kalt. Der Winter ist meine Saison. Da denkt's sich so kräftig!“

Wir sind hier unversehens in ein neues Kapitel hinübergeglitten, eine neue Symptomengruppe der abnormen cerebralen Reaktion, die man etwa betiteln könnte: abnorme Reaktion auf die natürlichen Lebens- und Genußreize. Schon die normalen, physiologischen Reize wie Dentition, Pubertät, Menstruation, Schwangerschaft, Wochenbett und Stillung, sowie endlich der Wechsel setzen bei Belasteten weit ärgere Störungen als bei Gesunden: in leichteren Fällen nur bloße Gereiztheit und größere Erregbarkeit, in schweren erhebliche nervöse Phänomene wie Konvulsionen, Migräne, Kopfschmerz, hysterische Anfälle u. dgl., in den schwersten endlich ausgesprochene Psychosen. Auch gegenüber verschiedenen Genußmitteln und manchen Arzneien ist ihr Verhalten oft durchaus absonderlich. Es kann in den extremen Fällen entweder direkte Süchtigkeit bestehn oder just das Gegenteil: absolute Intoleranz. Am meisten kommen da in Betracht: Alkohol in verschiedenen Formen, die nicht immer die gleiche Reaktion erzeugen, Kaffee, Thee und Tabak, von

Medikamenten zunächst das Morphium, sowie eine Reihe von Schlafmitteln und Alkaloiden.

Auch hier eine Anzahl illustrierender Beispiele: Goethe besaß „eine ganz ungewöhnliche Empfindlichkeit" für arzneiliche Reize. Tabakrauch war das sicherste Mittel, ihn zu vertreiben, der Thee „wirkte stets wie Gift auf ihn", und selbst der sächsische Bliemchenkaffee versetzte ihn nicht bloß in „triste Stimmung", sondern lähmte noch obendrein seine Verdauung. Auch das schwere Merseburger Bier „verdüsterte sein Gehirn", während Wein bis in das späteste Alter hinauf und in häufig recht ansehnlichen Quantitäten dem Dichter behagte. Lenau hinwieder trieb mit Wein, Kaffee und Tabak den ärgsten Mißbrauch. Der Wein konnte ihm nicht schwer und feurig, die Zigarren nicht stark, der Kaffee nicht konzentriert genug geboten werden. Dem Aufwärter pflegte er zuzurufen: „Nehmen Sie viermal soviel Kaffee für eine Tasse, als für andere Leute!" Für Rickele Kerner war es blanke Unmöglichkeit, ihm seinen Lieblingstrank genügend stark zurecht zu brauen, und selbst Schwester Therese, die den Geschmack des Bruders so trefflich kannte, hatte ihre liebe Not damit, in diesem Punkte seinen Dank zu verdienen. Es gibt endlich eine ganze Gruppe von Dichtern, die gewissermaßen schon der erste Schluck Alkohol zum dauernden Säufer und Trunkenbold stempelt. So überliefert der eigene Sohn von Christian Dietrich Schubart: „Für alles Flüssige — ungemischtes Wasser allein ausgenommen — besaß er von Natur einen unüberwindlichen Hang und statuierte schon als Knabe kein volles Glas, wenn es auch andern gehörte, soviel Verweise, ja Züchtigungen ihm dies auch von seinen Eltern eintrug." In einem etwas späteren Alter sind Günther und Grabbe Säufer geworden, Säufer aus angeborener Gehirnanlage. Bei Grabbe geht dies bereits auf die Gymnasialzeit zurück. War dazumal nämlich an der Detmolder Schule ein ungebundenes Leben eingerissen mit Kartenspiel, Rauchen und Alkoholvertilgung. Im letzten Punkte nun tat allen voran sich Grabbe hervor, das einzige Mal, daß er vor Kneipkumpanen renommierte. Denn im Grunde war Grabbe eine einsam angelegte Natur, die sich im

Kreise lärmender Brüder nie recht behagte, auch dem damals grassierenden Burschenwesen als Schwerbelasteter allzeit fernblieb. Wenn er sich betrank, so tat er dies eigentlich ganz für sich oder zog, wenn es hoch kam, noch einen Einzelnen mit in sein Treiben. Die Renommisterei, der studentischen Trunksucht vornehmste Wurzel, lag seinem Gebaren also keineswegs unter, weder damals noch später. Er hat fast immer allein gesoffen oder höchstens mit noch einer gleichgesinnten Seele. Und während sonst bei Studentengegelagen die „Stoff"-Vertilgung nur Mittel zum Zweck, nur Ansporn zu lauter Fröhlichkeit ist, verlangt unser Dichter von allem Anfang an vornehmlich große Mengen des Giftes. Ja, er bevorzugte die heißesten Mischungen, die, weil sie besonders rasch aufgesaugt werden, am meisten anregen, sowie noch den Rum, der zwar kein reiner, wohl aber hochgrädiger Alkohol ist.

Ich will hier gleich nachdrücklichst betonen, daß der geborene Potator sehr scharf zu trennen von jenem ist, den Unglück und Sorgen zur Trunksucht treiben, weil er im Alkohol Vergessen sucht. Das Gleiche gilt für den chronischen Mißbrauch mit Alkaloiden. Bezeichnenderweise werden die Süchtigen dieser Art sofort abstinent und bleiben es dauernd, wenn der Grund für ihre Betäubungssucht wegfällt. Sie sind also minder krank als unglücklich, wenn dies auch keineswegs immer durchschaut wird. Den richtigen Schwerbelasteten aber, der aus angeborener Gehirnanlage der Süchtigkeit verfällt, macht die erste Einspritzung schon unfehlbar zum Morphinisten, wie der erste Rausch zum unheilbaren Trunkenbolde. Für deren Gehirn bleibt das jeweilige spezifische Gift ein durchaus unentbehrlicher Reiz, der, einmal verkostet, nie wieder gutwillig aufgegeben wird, trotz aller Vorsätze und des ganz klar erkannten Schadens.

Die nunmehr zu besprechenden Symptome heißt man am besten: erhöhte cerebrale Reiz- und Erschöpfbarkeit. Bekanntlich hat Meynert für die Neurasthenie das Wort von der „reizbaren Schwäche" geprägt, die nach der hier eingeführten Namensgebung nicht der Neurasthenie, wohl aber der Belastung in meinem Sinne zukommt. Die reizbare

Schwäche setzt sich aus zwei Faktoren zusammen: der abnormen Reiz- und der ebenso abnormen Erschöpfbarkeit, die übrigens nicht notwendig auseinander fließen, sondern auch, u. z. durchaus nicht zu selten, getrennt vorkommen. Im allgemeinen freilich ist zuzugeben, daß das Hirn des Belasteten weit reizbarer ist, als das des Gesunden, auf geringe Reize viel leichter aus dem Gleichgewicht kommt und dann schon wegen der enormen Reaktion in der Regel rascher Erschöpfung verfällt. Doch finden sich daneben auch reine Formen erheblich gesteigerter Reizbarkeit und andrerseits wieder auch reine Formen abnormer Erschöpfbarkeit allein. Ich will diese Formen zuerst besprechen.

Da wäre zunächst hervorzuheben, daß eine erhöhte Fühlsamkeit und Reizbarkeit, zumal der cerebralen Sinneszentren, die Grundlage abgibt für Talent und Genie, natürlich neben der wohl zu postulierenden Hypertrophie. Bei nicht gerade künstlerischer Begabung kommt es gar leicht zu Halluzinationen. Endlich führt die erhöhte Ansprechbarkeit der Körperfühlsphäre zur Belastung hin und gibt bei spezifischer Infektion mit entsprechenden Sexualtraumen die Grundlage ab für die Psychoneurosen.

Hier mögen einige merkwürdige Beispiele ihre Stätte finden. Raimund schreibt in einem seiner Briefe: „Es ist wahr, ich bin geeignet, Dinge, die andere Leute teils lächerlich finden, teils lau an sich vorüberlassen, mit dem tiefsten Schmerze aufzufassen und zu empfinden, aber es gibt auch Augenblicke der Freude für mich, die andere nur dem Namen nach kennen und die Beschreibung davon für schwärmerische Märchen halten.“ Heinrich von Kleist erzählt in einem Briefe an seine Braut von seinen akustischen Halluzinationen. Wenn er in der Dämmerung, zumal mit geschlossenen Augen, dem Westwind entgegengehe, dann höre er ganze Konzerte mit allen Instrumenten, von der zärtlichen Flöte bis zum rauschenden Kontra-Violon. Ganz ähnliche Orchesterkonzerte habe er schon als neunjähriger Knabe gehört, wenn ihn die Wellen der Luft und des Rheins umtönten, und diese „Sphärenharmonie“ könne er sich seitdem jederzeit ohne Mühe wiederholen. Bekannt ist endlich Goethes visuelle

Halluzination, als er von Friederike und Sesenheim fortritt, wie er glaubte, auf immer, sowie Jeanne d'Arcs hysterische Visionen, die weltgeschichtliche Bedeutung gewannen.

Durchwegs der schweren Belastung zukommend sind die reinen Formen abnormer cerebraler Erschöpfbarkeit, die zur Trägheit, Indolenz und Arbeitsscheu führen. Das zeigt sich bereits in frühester Kindheit. In diesem Alter ist ja jegliches Tun, eine jegliche Bewegung von hellen Lustempfindungen betont. Das Schreien und Singen, Raufen und Spielen ist derart genußvoll, daß ein Kind solche Dinge oft mutwillig herbeiführt. Es kann z. B. aus lauter Kraft und Wonnegefühl seinen Mitschüler oder Spielkameraden einfach durchprügeln,*) ein ander Mal wieder gleich einem Besessenen zu schreien oder zu singen anheben. Wird seine Tätigkeit irgend gehemmt, wie so häufig etwa, wenn mütterlicher Unverstand den Säugling in die Windeln sperrt, so wird das Mäulchen zum Weinen verzogen. Beweglichkeit also bis zur Ausgelassenheit, unendlicher Drang zu kräftiger Betätigung ist für das Normalkind charakteristisch. Daneben gibt es pathologische, schwer belastete Kinder, deren motorische Kraft sehr bald erschöpft ist, und welchen darum jede stärkere Bewegung nur Unlust weckt. Das sind solche Kinder, die an den Spielen ihrer Altersgefährten keinen Anteil nehmen, sich immer fernhalten oder mindest bald aufhören, am Kittel ihrer Mutter kleben und altklug oder spöttisch dreinsehn, wenn die normalen sich am Spiele erfreuen.

Auch späterhin leiden sie Zeit ihres Lebens an größerer oder geringerer Arbeitsscheu, die cerebral bedingt ist, durch eine abnorme Erschöpfbarkeit, demnach nicht Laster, sondern Krankheit darstellt. In niederer Sphäre gibt diese Arbeitsscheu die zweite notwendige Komponente der Vagabondage, deren anderen Hauptteil, den pathologischen Wandertrieb, wir schon kennen lernten. Treffend schildert Moriz Benedikt diesen Typus in seiner „Seelenkunde des Menschen“:

*) Freilich ist hier anzuführen, daß da auch Exotisches mit im Spiel ist. Sowohl beim Raufen innige Berührung der Körper stattfindet, als auch bei Schlägen, zumal aufs Gesäß, wird starke sexuelle Lust erzeugt.

„Kälte, Hunger, Durst, alle Formen der gesellschaftlichen Erniedrigung und Mißhandlung sind nicht imstande, die innewohnende Arbeitsscheu zu überwinden. Wenn der innere Willensanstoß nicht allein maßgebend ist, wie in der Zwangsarbeitsanstalt, ist bei einigermaßen weniger ausgebildeter Arbeitsscheu eine zeitweilige Arbeitsfähigkeit vorhanden, die aber auch zeitweilig ganz erlahmt. Auch in der Freiheit kann bei niederen Graden von Arbeitsscheu die Arbeitsfähigkeit vorhanden sein; aber nach längerer oder kürzerer Zeit geht die Schwäche wieder in Ohnmacht über. Solche Menschen können wahre Tugendhelden sein, indem sie lieber verhungern als stehlen. Sie können auch Lust am Nachdenken haben und es im Denken weit bringen, soweit das Denken nicht mit anstrengender geistiger Arbeit verbunden ist. Mancher Anachoret war ein solcher edler, betrachtungsfähiger und betrachtungslustiger (contemplativer) arbeitsscheuer Mann. Zu beachten ist, daß bei unserer Gesellschaftsordnung dieselben Fehler, die den Armen zum Landstreicher machen, den von Haus aus Reichen gesellschaftlich nicht bloßstellen; höchstens lächelt man ihm zu, daß er ein ‚Tagedieb' sei."

Auch unter den schwerbelasteten Dichtern gehört eine ganze Gruppe hierher, wie Grabbe, Schubart, Platen und zum Teile selbst Grillparzer und Conrad Ferdinand Meyer. Der Erstgenannte war ein zartes, schwächliches Kind, das stets an der Rockfalte der Mutter hing, mit Knaben seines Alters fast nie und nirgends umgehen mochte. Und mengte er sich schon einmal unter sie, dann spielte das Gehirnkind mindestens nicht mit, sondern sah nur von fern ihrem Treiben zu. Auch in der Schule, die er später besucht, gehabt er sich nicht wesentlich anders. Zumal die Spiele seiner Kameraden, in denen ihr jugendlicher Tätigkeitsdrang sich so gern austobte, mied er durchaus, ja trieb sogar argen Spott mit denselben. In späteren Jahren fällt seine besondere Trägheit auf. Wenn sein Gehirn nicht gerade in Schaffensdilirien wob, konnte er Tage und Wochen vertrödeln und verdämmern, selbst Jahre versäumen, ohne etwas zu dichten. Auch war er imstande, besonders in verdrießlicher Laune, Briefe Bekannter ganz uneröffnet bei Seite zu werfen, weil ihn

das Lesen schon allzugroße Arbeit däuchte. Geachteten Journalen, die um Beiträge baten, ließ er oft nicht einmal Antwort zugehen, und selbst als die Not an seiner und seiner Mutter Türe pochte, bewog ihn dies nicht, ein glänzendes Angebot zur Tätigkeit anzunehmen. „Ich werde dadurch ein Pflugochs", war seine ganze Entschuldigung und ein ander Mal wieder: „Ich lebe gern wüst und träge." Und kaum hat er die bescheidene Auditorstelle erlangt, gibt er sogleich den Advokaten daran, um ja nur nicht allzuviel arbeiten zu müssen.

Schubart hinwieder war in der ersten Kindheit ein fauler, unreiner, unordentlicher Schlingel. „Er warf seine Schulbücher in den Bach, schien dumm und trocken, schlief beständig, ließ sich schafmäßig führen, wohin man wollte, und konnte, im siebenten Jahre stehend, weder lesen noch schreiben." Das währte solange, bis die Musik die Rinde seines Geistes sprengte und der Knabe in kürzester Zeit seine Mitschüler nicht nur erreichte, sondern überholte. Doch ein starker Hang zu völliger Indolenz will ihn zeitlebens fast nicht verlassen. Er stieg mit den Jahren zu solcher Höhe, daß Schubarts Gattin eine eigene Kunst daraus machen mußte, die nötigste Arbeit ihm abzustehlen. So verfaßte er Hochzeitsgedichte am Abend vor der Brautnacht, Prologe am Tage der Oper selbst, ja seine eigenen Chronikblätter, die ihm den wichtigsten Unterhalt gaben, diktierte er oft erst am Abend vor ihrer Spedition, so daß Setzer und Drucker um seinetwillen oft ganze Nächte aufbleiben mußten. Wie Platen vom 29. Jahre ab zu keinerlei Arbeit, nicht einmal zum Dichten mehr fähig war, habe ich in einem früheren Kapitel ausführlich berichtet. Bei ihm wie manchem anderen Schwerbelasteten eint sich die Arbeits- mit der Assoziationsscheu zum traurigen Resultat des Garnichtsmehrschaffens.

Von etwas minderer Arbeitsscheu sind Grillparzer endlich und Conrad Ferdinand Meyer. Der erstere spricht in einem Briefe an Böttiger von seinem „überaus schwer zu überwindenden Hang zum Müßiggange (dem eigentlichen sowohl, als dem geschäftigen)", sowie seinem „unerhörten Abscheu gegen Tinte und Feder". Von den Dreißigerjahren

seines Lebens ab kommen häufig Zeiten, da er nicht einmal Eintragungen in sein Tagebuch mehr zustande bringt. So schreibt er am 8. April 1826 in dieses: „Nach so langer Zeit ($2^1/_2$ Wochen) wieder einmal die Feder zur Hand. Nichts getan, gedacht nichts; fast hätte ich gesagt: noch weniger, denn, wahrlich, ich bin auf dem Punkt, etwas tun zu können, ohne zu denken. Die Fixierung der Gedanken ist mir in manchen Perioden eine so unsägliche Pein, daß ich mich um alles in der Welt nicht dazu entschließen kann. Ist es bloß Trägheit? Zum Teile gewiß. Ein Brief, den ich empfange, macht mich unglücklich. Ich trage ihn acht Tage uneröffnet in der Tasche, ich lasse ihn von andern lesen, an Antwort ist nicht zu denken.“ Ein ähnliches Bild gibt der Schweizer Conrad Ferdinand Meyer. Beinahe bis zum 50. Jahre war dieses Genie nicht nur zu keiner Ziel- und Zweckarbeit, sondern überhaupt fast zu keiner recht fähig. Doch selbst auf der Höhe seines Könnens und Ruhms zeigt sich die Erschöpfbarkeit seines Gehirns in deutlichster Weise. Darüber schreibt sein Hauptbiograph: „Wer mit dem Dichter auch nur ein einziges Mal, doch immerhin während Stunden verkehrte, dem fiel vielleicht eine unmerkliche Änderung seiner Stimmung und seines Benehmens auf, ohne daß er wußte, wie es geschah. Wiederholte sich die persönliche Berührung, so bedünkte den Besucher des bestimmtesten, der Stand der seelischen Athmosphäre und Gestirne habe beim Dichter gegenüber dem früheren einen wirklichen Wechsel erlitten und einigermaßen verspürte er das jedesmal. Diese Erfahrung veranlaßte mehr als einen, Conrad Ferdinand Meyer der Launenhaftigkeit zu zeihen.“ Doch sehr mit Unrecht. „Vielmehr forderte hier gebieterisch eine Macht ihre Rechte, die sein Leben und Schicksal entscheidend bestimmte. Dies ist die angeborene Schwäche oder, wenn man will, seine reizbaren, widerstandslosen Nerven, eine Schwäche, die er, nachdem er Gegenstand der Neugier, vielfachen Interesses und warmer Bewunderung geworden, mit allen möglichen Mitteln zu überwinden oder doch zu verdecken suchte, beides ohne völligen Erfolg; er unterlag momentanen Ermüdungen.“

In dieser trefflichen Schilderung eines Laien ist nicht mehr die bloße Erschöpfbarkeit allein, sondern auch schon die reizbare Schwäche berührt, die sich zumal in besonderer Erschütterbarkeit und leichter Verletzlichkeit des Dichters kundgab. „Sein weiches und zartes Wesen fühlte sich vom Dasein so häufig verletzt und erschüttert, daß er vermutlich erlegen wäre, sofern ihm das Schicksal auch noch die drükkende Sorge ums tägliche Brot aufgebürdet hätte. Auf steter Hut und Wache stehend, suchte er allem Störenden auszuweichen, aber die angeborene Schwäche war zu groß, als daß er allen Stößen Widerstand leisten, alle Blößen und Wunden hätte decken können.“ Und die Schwester ergänzt: „Mit überfeinen, reizbaren Gefühlsorganen ausgestattet, wehrte er heftige Eindrücke und stürmische Persönlichkeiten, so gut er konnte, von sich ab. Er schätzte und bewunderte bewußt leidenschaftliches Auftreten nur, solange er es studieren konnte. Ihm persönlich mangelte jede Fähigkeit dazu. Starken Konflikten — ‚Szenen‘, wie er das nannte — waren seine Nerven nicht gewachsen. Heftige Auftritte, schmerzliche Erschütterungen verletzten ihn tief. Je mehr er darunter litt, desto bleicher und unbeweglicher wurde sein Angesicht. In minderem Grade hatten schon Ärger und Übermüdung eine ähnliche Wirkung auf sein Nervensystem. Er nahm sich dann zusammen und hüllte sich in das, was vielfach als kalte Zurückhaltung an ihm beobachtet und gerügt worden ist.“ Endlich noch ein treffender Satz des Biographen: „Die Kinder schwächlicher oder doch neurasthenischer Eltern, wie der Regierungsrat Ferdinand Meyer und Frau Betsy waren, zumal Kinder aus alten Familien, leiden häufig unter einer Belastung von verhängnisvollem Gepräge: endlose, quälerische Selbstbetrachtung, tausendfältige Reflexion, Mangel an Energie und Lebenskraft und Entschiedenheit, Scheu vor dem Leben und der Tat, oft Unfähigkeit zur Arbeit. So war Meyers Anlage im Grunde und daraus erklärt sich seine ungewöhnlich späte, in ihrer Art fast einzige Entwicklung.“

Hier haben wir einen Typus geschildert, den ich bislang nur in einigen Zügen berührte. Wie jener Biograph ganz

richtig bemerkt, tritt er besonders bei Kindern alter Familien zutage, in welchen demnach die Lebenskraft des Stammes fast aufgezehrt ist, die physische wie psychische. Aus der leichten Erschöpfbarkeit und dadurch bedingten Arbeitsunlust fließt unmittelbar auch der Mangel an Tatkraft und Entschiedenheit, die Scheu vor dem Leben und energischen Handeln. All dies wird verstärkt durch den Hang zur Reflexion und Selbstbetrachtung, der nichts anderes darstellt, als enormes Überwiegen der Assoziationstätigkeit, auf das eigene leidige Ich bezogen, wie es am ärgsten die Freudsche Zwangsneurose beherrscht. Jene letzten Sprossen alter Adels- und Patriziergeschlechter sind schlechthin psychisch lebensunfähig. Doch die abnorme Gehirnanlage, welche diese Schwerbelasteten mit auf die Welt bringen, äußert sich auch in physischer Späre, in einer gestörten Ernährung und Entwicklung. Dies wird uns um so minder verwundern, als ja bekannt ist, daß einzelne Partien des Gehirns, wie z. B. die psychomotorische Rinde, ein trophisches wie ein Gefäßzentrum darstellen. Bei jenen Individuen, lehrt die Erfahrung, ist der Körper sehr wenig widerstandsfähig gegen allerlei Krankheiten. Es handelt sich meist um schwächliche, gracile Persönlichkeiten, von feinem Teint und lymphatischer Konstitution, mit starker Neigung zu Skrophulose und Tuberkulose und vermindertem Widerstand gegen Erkältungen. Von der Pubertät ab entwickelt sich nicht selten eine tief konstitutionelle und darum kaum heilbare Anämie oder Chlorose. Als Kinder schon neigen sie zu Konvulsionen, Kopfschmerz, Migräne und pavor nocturnus, in der Pubertät zur Mondsucht und schreckhaften Träumen. Die krankhafte Reizbarkeit der corticalen Bewegungszentren gibt die Grundlage ab für eine Reihe motorischer Phänomene: das zappelige Wesen und die Unfähigkeit, sich ruhig zu verhalten, die Zuckungen in Gesicht und Extremitäten, die mannigfachen Arten des Tics, die abnormen Mitbewegungen, die unterschiedlichen Muskelreizungen im starken Affekt. Nicht selten erzeugt die abnorme Reizbarkeit vorzeitige körperliche wie geistige Entwicklung, die nicht minder ein Belastungszeichen darstellt, als die allzuspäte, welche wohl auf Entwicklungshemmung beruht.

Ein schönes Beispiel für das vorhin Gesagte, gibt der Dichter Conrad Ferdinand Meyer und seine mütterliche Aszendenz. Da hat der Großvater bereits seit der Jugend zeitweilig melancholische Anfälle zu bekämpfen, sein Sohn starb als Jüngling an Tuberkulose und von seiner Tochter, der Mutter des Poeten, schreibt der Biograph: „Von früh auf hatte sie die Anfechtungen einer zarten, oft gestörten Gesundheit zu dulden. Nicht selten befiel sie die Gesichtsrose, hartnäckiger schwerer Husten, Nervenkopfweh und Migräne, und wenn sie von diesen Leiden in den späteren Jahren auch in größeren Abständen und mit geringerer Heftigkeit heimgesucht wurde, so genoß sie doch fast niemals einen ganz freien Tag. Als größte Bitternis und ernstliche Hemmung empfand sie die reizbaren, überzarten Nerven." Die nervöse Konstitution des Poeten selbst ward schon oben beschrieben. Hier sei nur ergänzt, daß Meyer bis zum 40. Jahre ganz ungewöhnlich mager blieb, so daß der Photograph ihm raten mußte, sich doch lieber im Überrock aufnehmen zu lassen, damit seine Magerkeit nicht allzusehr auffalle. Gleichfalls erst im Schwabenalter bekam er einen Schnurrbart. Auch geistig entwickelte er sich unerhört spät und zählte fast 40 Jahre, da er seine erste Dichtung publizierte, fast 50 beim ersten größeren Erfolg, ein halbes Jahrhundert, ehe er sich ein Weib nahm.

Das gerade Gegenteil zur vorzeitigen geistigen und körperlichen Entwicklung bietet ein andres Belastungssymptom: das vorzeitige körperliche und geistige Altern. Es ist bei Schwerbelasteten nicht allzuselten, daß schon in den Dreißiger- oder Vierzigerjahren die unverkennbaren Zeichen des Seniums anheben, sie alt und häßlich werden ohne Krankheit oder besondere Schicksalsschläge, ihre geistigen Kräfte mählig nachlassen. So schreibt Franz Grillparzer am 13. April 1833 ins Tagebuch: „Ich bin körperlich häßlich worden aus einem Nicht-Schönen, der ich immer war. Ich bin 42 Jahre alt und fühle mich als Greis. Ich bin der Steigerung begierig, die das eigentliche Alter mit sich bringt." Seit dem Jahre 1834, das „des Meeres und der Liebe Wellen" aufgeführt sah, nebenbei ein Werk, dessen Abfassung teilweise in eine weit

frühere Epoche fällt, hat er kein bedeutendes Drama geschrieben. „Weh dem, der lügt!“ hat unverkennbar Altersweisheit, und fortab war Grillparzer klug genug, kein Drama aus seinem Pult mehr zu lassen, ob er auch solcher noch einige schrieb. Wir wissen von der Frau, daß etwa um das 40. Jahr herum der Wechsel eintritt, der mit seiner somatischen und sekundär auch geistigen Involution das Weib zu einer Matrone macht. Etwas Ähnliches findet beim Manne zwischen 50 und 60 statt, beim Schwerbelasteten jedoch früher, etwa um die nämliche Zeit herum wie beim andern Geschlecht, also etwa um 40. Bald etwas eher, bald etwas später tritt da ein Rückbildungsvorgang ein, gleichfalls nicht selten von erheblichen nervösen Störungen begleitet, oder, wenn dieselben schon früher vorhanden, von einer Steigerung derselben gefolgt ist. Ganz deutlich ist all dies außer bei Grillparzer noch bei Raimund und August von Platen zu schauen. Von letzterm schrieb Mendelssohn-Bartholdy den zeichnenden Satz: „Graf Platen ist ein kleiner, verschrumpfter, goldbebrillter, heiserer Greis von 35 Jahren: er hat mir Furcht gemacht.“ In jenem noch jugendlichen Alter demnach, da andere sich erst in der Vollkraft fühlen, erscheint unser Dichter Fremden als Greis, als kleines, verschrumpftes, kurzsichtiges Männchen. Doch auch an psychischen Alterszeichen gebricht es nicht, wenn wir seinen Lebenslauf sorgfältig prüfen. Schon das ist auffällig, daß Platen, welcher erst mit 25 Jahren vor die Öffentlichkeit tritt, doch schon mit 33 abschließen will. So leicht verzichtet man nicht auf Lorbeeren, sofern man nur fühlt, sie noch zu verdienen. Aber freilich verspürt unser Dichter gar wohl das Nachlassen seiner poetischen Kraft in den letzten Jahren, und es vergeht oft Monat um Monat, ohne daß er auch nur das Geringste leistet. Und noch viel früher beklagt er sich schon, er sei nicht mehr fähig, so rasch und soviel wie ehedem zu lesen, er schleppe einen Band oft lange herum, um ihn voll zu genießen; ja später bemerkte er sogar mit Entsetzen, daß er in Venedig nicht mehr so schaulustig sei wie vordem. Am allerbedenklichsten dünkt es mich aber und den Eintritt des Alters am meisten bewei-

send, daß auch seine homosexuelle Liebe erlischt, die einzige, deren er fähig war. Nach German, den er mit 27 Jahren begehrt, folgt höchstens noch Kopisch, sonst knüpft er im besten Fall Augenblicksfreundschaften. Man darf von Platen also dreist behaupten, bald nachdem er das Land seiner Sehnsucht erreicht, sei er als Mensch wie nicht minder als Poet ganz fertig gewesen.

Wir kommen nunmehr zu einem der allerwichtigsten Punkte, der sexuellen Belastung.

V. Die abnorme sexuelle Konstitution.

Ganz ähnlich wie bei der körperlich-geistigen Entwicklung, die großenteils ja vom Geschlechtstrieb abhängt oder mindest in Wechselbeziehung steht, unterscheiden wir auch hier vorzeitiges und verspätetes Erwachen der Sexualität, abnorme Stärke, wie abnorme Verminderung bis zur extremen Anaphrodisie und kerben all dies der Belastung an. Immerhin ist allzufrühe Entwicklung und ganz besondere Intensität beim Schwerbelasteten um vieles häufiger. Da erwacht der Geschlechtstrieb nicht bloß zu früh, oft enorm verfrüht, sondern zeichnet sich obendrein durch ganz exzessive Stärke aus und Neigung zu allerlei Perversionen. Bereits als Kinder können solche Menschen mehr weniger kräftige Erektionen bekommen und verfallen fast immer, sei es spontan, sei's durch Verführung schon in jüngsten Jahren der Onanie, der sie nicht selten ganz exzessiv fröhnen. Wo Masturbation sehr früh und maßlos ausgeübt wird, kann man sicher auf schwerere Belastung rechnen. Sie erst gibt dem Laster die exzessive Färbung und wohl auch der Verführung ein ganz besonderes Entgegenkommen. Die wesentlich seltenere Verminderung des Geschlechtstriebs bis zu voller geschlechtlicher Anästhesie ist in vielen Fällen, zumal bei der weiblichen Hysterie, nur Verdrängungserscheinung nach einer Periode sehr früher intensiver Sexualbetätigung. Doch gibt es erstens von Anfang an durchaus kalte Naturen, und zweitens muß auch das kalt gewordene hysterische Weib hiefür eine gewisse Anlage besitzen, die das für die Hysterie notwendige somatische Entgegenkommen bietet. Diese Anlage eben gehört der sexuellen Belastung zu. Hierher sind endlich die Perversi-

täten der Psychopathia sexualis zu zählen. Nun weiß ich gar wohl, daß fast gar kein Sexualakt kultivierter Menschen einzig und allein nur der Fortpflanzung dient, sich ausschließlich bloß auf die immissio membri in vaginam beschränkt. Eine Reihe verschiedener Bizzarrerien und Ansätze zur Psychopathia sexualis ist derart häufig, daß man sie als Regel bezeichnen darf, also noch in die Breite des Physiologischen fallend. Doch sind sie immerhin bloß Stationen auf dem Wege zum Endziel, nur Begleiterscheinung, deren Zweck eine Lusterhöhung ist, und kommen bei Normalen stets nur in leichten Formen vor. Die schwereren jedoch oder, wo sie isoliert als Selbstzweck auftreten, als Ersatz des Aktes, nicht in dessen Gefolge, sind immer Ausfluß schwerer Belastung. Ich verkenne durchaus nicht die große, besonders formgebende Bedeutung sexueller Traumen der allerersten vier Lebensjahre, doch noch bedeutsamer, ja in schwersten Fällen alleinbestimmend, auch ohne spezifisch geschlechtliches Trauma ist die sexuelle Konstitution, welche freilich nur einen Teil darstellt jener pathologischen Gehirnanlage, die die Grundlage der Belastung bildet.

Ausnehmende Bedeutung gewinnt die sexuelle Frühreife dadurch, daß Hand in Hand mit ihr eine vorzeitige geistige wie körperliche Entwicklung geht. Unsre herrliche deutsche Denkersprache bezeichnet ein geistig frühreifes Kind als ein „gewecktes“ oder „aufgewecktes“. Ob die Menschen, welche diese Worte prägten, nicht ein unbewußtes Wissen besaßen, daß hier früh die Sexualität geweckt worden sei, die dann erst allgemeine Gewecktheit setzte? Abirrungen des Geschlechtstriebs, die man zu bergen Ursache hat, oder die zu merkwürdigen Marotten konvertiert werden, stempeln den Menschen zum scheinbaren Sonderling. Kein Sonderling erweist sich bei genauer Analyse in seinem Geschlechtsleben als normal. Drum hat man ein Recht, diese Klasse den Belasteten zuzuzählen. Doch kann umgekehrt ein sexuell Krankhafter in allem Übrigen sich normal verhalten.

Ich muß nunmehr den Zusammenhang besprechen zwischen Belastung in meinem Sinne und den großen Neurosen, der Neurasthenie und Hysterie, der Angst- und

Zwangsneurose nach Freudscher Einteilung. Da kann ich nur sagen, meine Belastung oder, wenn man schärfer präzisieren will, die sexuelle Belastung ist die conditio sine qua non, die anatomische Vorbedingung für die Entstehung der Neurosen-Symptome und in einer Reihe schwerster Fälle ihre einzige oder doch wesentlichste Wurzel. Immer mehr wurde Freud in den letzten Jahren dazu gedrängt, das sexuelle Trauma, ursprünglich seine wichtigste Symptomenquelle für die Hysterie und Zwangsneurose, zugunsten der sexuellen Konstitution hintanzusetzen, i. e. zu einem Teile meiner Belastung. Nur einem Einwand habe ich an dieser Stelle zu begegnen. Die Zwangsneurose macht Krankheitsbilder, die in einzelnen Zügen meiner Belastungslehre zu widersprechen scheinen. Der Assoziationswiderwille nämlich ist nicht selten durch das direkte Gegenteil ersetzt: eine ganz unlösliche Dauerverknüpfung, die mit aller Zähigkeit festgehalten wird. Wie ist solches zu erklären und wirft es nicht meine These schlankweg über den Haufen? Ich glaube mit nichten. Man muß nur den Sinn der zwangsneurotischen Symptome beachten. Wie Freud und ich wiederholt nachwiesen, stecken hinter jedem hysterischen wie zwangsneurotischen Zeichen nichts anderes wie unbewußte sexuelle Wünsche, dort in somatischer, hier aber in psychischer Conversion. Gewiß, diese Wünsche werden mit Ausdauer festgehalten, doch nicht anders wie der Masturbant an der Onanie zäh festhellt, die ihn sexuell nie ganz befriedigt, kein volles Abklingen der Erregung gewährt, sondern nur den Reizhunger immer wieder schürt. Werden aber die unbewußten sexuellen Wünsche eines zwangsneurotischen Symptoms dem Patienten bewußt gemacht, ist die Dauerverknüpfung alsbald und auf Nimmerwiedersehn gelöst. Nur weil diese Wünsche ohne Auflösung in einer Psychonalyse den sexuellen Appetit stets wieder reizen, können sie so dauernd festgehalten werden. Also auch, was Freud besondere sexuelle Konstitution betitelt, mit allen Beziehungen zu den großen Neurosen, bestätigt nur wieder, was ich über die Belastung ausgeführt habe. Es sei hier endlich noch daran erinnert, daß just die syndromes épisodiques oder, wie

wir heute sagen würden, sämtliche Zwangshandlungen und Zwangsphobien schon Magnan als beweisend für seine Dégénérescence erklärte.

Pathologische Anatomie und Aetiologie der Belastung und Entartung.

Es ist an der Zeit, mich endlich des Näheren auszusprechen über die von mir wiederholt schon supponierte anatomische Grundlage der Belastung. Erwäge ich die beiden Kardinalsymptome: Verstimmung und Assoziationswiderwillen, dann die übrigen angeführten Zeichen, wie die allgemeine Maßlosigkeit, abnorme Gemütserregbarkeit und Eindrucksfähigkeit des Gehirns, seine abnorme Reizbarkeit auf normale Lebens- sowie Genußreize, die erhöhte Reiz- und Erschöpfbarkeit, die cerebral bedingten Ernährungs- sowie Entwicklungsstörungen, endlich die abnorme sexuelle Konstitution, und frage ich mein anatomisches Gewissen, wohin ist all dies denn zu projizieren, so scheint mir das ganze Krankheitsbild direkt auf die Körperfühlsphäre zu weisen. Ich glaube, um es kurz zu sagen, der gesamte Symptomenkomplex, welchen ich Belastung heiße, fußt auf Erkrankung der Körperfühlsphäre. Doch gebe ich dies nur als Hypothese, gewonnen durch bloße Schlußfolgerung, nicht etwa durch anatomische Funde. Ich weiß auch gar nicht anzugeben, welcher Art die pathologische Veränderung sei, die vorliegen soll, und erkläre von vornherein, daß ich mich keineswegs auf diese Hypothese steifen oder festlegen möchte. Ich gebe sie vorläufig faute de mieux, bin aber jederzeit gerne bereit, sie gegen eine besser fundierte zu tauschen. An der Richtigkeit aber und Tatsächlichkeit der von mir gefundenen Belastungssymptome ändert es nichts, auch wenn die anatomische Hypothese vollständig falsch wäre.

Scheint mir das Symptomenbild der Belastung auf die Körperfühlsphäre hinzudeuten, so der Schwachsinn, i. e. die Entartung, auf eine Erkrankung der Assoziationssysteme. Sehr häufig bleibt Belastung ohne Spur von wirklicher Entartung, d. h. die Erkrankung beschränkt sich ausschließlich auf die

Körperfühlsphäre, doch nie die Entartung ohne Belastung. Wohl aber kann zu bestehender Belastung früher oder später Entartung hinzutreten, d. h. ein ausgesprochener Schwachsinn. Wenn wir bedenken, daß nach Flechsigs Untersuchungen die Körperfühlsphäre weit eher zur Entwicklung kommt, als die Zentren und Fasern der Assoziation, so ließe sich annehmen, die Schädlichkeit, welche die Belastung erzeugt, erschöpfe ihre Kraft vorerst an dem Teil, der am meisten zur Entwicklung drängt. Sei sie aber stark genug, noch weiter zu wirken, dann treffe sie auch die Assoziationssysteme und erzeuge nebst der Belastung noch Schwachsinn. All dies ist natürlich wieder Hypothese, die von mir als solche gewertet wird und gegen eine bessere und mehr erklärende bereitwilligst preisgegeben würde.

Mehr Positives kann ich von der Ätiologie erzählen. Die Ursachen der Belastung und Entartung können im Momente der Zeugung anheben, indem Ei oder Samen von vornherein minderwertig sind, sie können im fötalen Leben einwirken, beim Geburtsakt selber mit seinen verschiedenen traumatischen Möglichkeiten und endlich auch noch in der ersten Kindheit, zumal wenn akute Infektionskrankheiten, wie Typhus oder akute Exantheme das Gehirn und seine Häute in Mitleidenschaft ziehen und den ganzen Geisteszustand der Kinder verändern. Die Belastung ist also nur in den allermeisten Fällen, doch keineswegs immer erblich überkommen, sie ist nicht einmal stets angeboren, da selbst in der postfötalen Epoche in einer allerdings verschwindenden Minderheit noch das Entstehen einer Belastung möglich. Wenn die Heredität die weitaus wichtigste Ursache darstellt für Belastung und Entartung, so innerhalb jener der Alkoholismus der Aszendenz. Nachkommen von Säufern sind mindest belastet, nicht selten aber auch schon direkt entartet, schwach- oder blödsinnig. Dies geht soweit, daß selbst ein vorübergehender Rauschzustand des Vaters im Moment der Zeugung das Kind zum Idioten zu stempeln vermag. Auch besteht, wie Möbius richtig hervorhebt, da ein circulus vitiosus, indem der Alkoholismus bei den Nachkommen nicht bloß Entartung und Belastung erzeugt, sondern diese

gerade wegen ihrer Anlage nach Alkohol besonders heftig verlangen und überdem durch ihn weit schlimmer als andre verwüstet werden. Von erblichen keimvergiftenden Einflüssen wären noch besonders hervorzuheben: schwere Belastung oder gar Entartung bei der Aszendenz, schwere Neurosen und Geisteskrankheiten, zumal Epilepsie, endlich als ein wenig beachteter Punkt, den besonders Freud für das Entstehen der Psychoneurosen in Anschlag bringt, die Lues der Eltern; von fötalen Schädlichkeiten Krankheiten des mütterlichen Organismus, die auch die Leibesfrucht mitbetreffen, endlich während der Schwangerschaft schwere Gemütsbewegungen der Mutter, die vielleicht mit chemischen Umsetzungen einhergehen, die das Blut vergiften und den Fötus schädigen.

Zwei wichtige Punkte trage ich noch nach. Vorerst die Belastung, ja nicht selten Entartung, welche Blutsverwandschaft der Eltern setzt. Auch wenn beide Teile scheinbar nicht allzuviel Belastung aufweisen, kann erfahrungsgemäß es zu voller Entartung, d. h. zu Blödsinn der Kinder kommen, aus Gründen, die wir vorläufig kaum noch kennen. Als andere hereditäre Schädlichkeit endlich wäre noch die „Keim-Feindschaft“ (Möbius) anzuführen, d. h. die Schädigung der Frucht durch Nichtzusammenpassen der Keime, was nach Möbius eine viel größere Rolle spielt, als man bisher annahm. „Wahrscheinlich gibt es da eine Art von Metachemie, von der wir noch recht wenig ahnen.“ Die Möbiussche Hypothese erscheint mir richtig, doch fehlt es vorläufig an jeder Art von zwingendem Beweis.

Belastungsneurose und -psychose.

Meine Dichteranalysen nötigen mich, hier zwei Begriffe einzuführen, die ich neu schaffen möchte: die Belastungsneurose und Belastungspsychose. Wenn diese Namen Daseinsberechtigung haben sollen, dann müssen sie anknüpfen an das, was wir früher als Belastungsstigmen festgestellt haben. Deren wichtigste, ja kardinale waren die Verstimmung und der Assoziationswiderwille, unter des letz-

teren Äußerungen vornehmlich der Reisedrang. Diese beiden Urstigmen können sich gelegentlich zu solcher Höhe steigern, daß wir von Neurose oder gar Psychose zu sprechen das Recht erlangen. Wohl handelt es sich nie um etwas ganz Neues, sondern nur um quantitative Verstärkung. Doch muß man bedenken, daß der gewöhnliche Reisedrang des Schwerbelasteten zumeist überhaupt nicht als Krankheit imponiert, ja, sogar der chronische Düstersinn als Temperamentssache hingenommen wird. In den Zeiten besonderer Steigerung jedoch, d. h. der Belastungsneurose und -psychose, tritt das Pathologische selbst für den Laien zwingend zutage, sei dieser Laie nun der Kranke selbst oder seine Umgebung.

Als Kleist z. B. mit seiner Schwester die erste Pariser Reise antrat, da war er trotz seiner Depression noch immer imstande, sich in Dresden Galerien und Kirchen zu begucken. Ein halb Jahr zuvor jedoch, auf der Würzburger Reise, da der Forttrieb vor allem andern mächtig, wird solches Verweilen ihm physische Unmöglichkeit. „Wir fliegen wie die Vögel über die Länder“, schreibt er an seine Braut, und hochbezeichnend dünkt mich das Zwiegespräch zwischen dem Dichter und einem begegnenden Freunde: „Sind Sie in Dresden gewesen?“ — „Ja, durchgereist.“ — „Haben Sie das grüne Gewölbe gesehn?“ — „Nein.“ — „Das Schloß?“ — „Von außen.“ — „Königsstein?“ — „Von weitem.“ — „Pillnitz, Morizburg?“ — „Gar nicht.“ — „Mein Gott, wie ist das möglich?“ — „Möglich? Mein Freund, das war notwendig!“

Im Wesentlichen also ist Belastungsneurose nichts andres als eine sehr bedeutende, in die Augen springende Verschärfung der beiden Grundsymptome der Belastung: der chronischen Verstimmung und des Verknüpfungswiderstands. Primär scheint auch hier die Verstimmung zu sein, die in solchen Zeiten gar mächtig in die Halme schießt, und dann sekundär in dem Patienten den Wunsch auslöst, sich selber um jeden Preis zu entfliehen, am besten durch möglichst ausgedehntes Reisen. „Nie konnte ich eine Reise mit freudigem, ungetrübten Herzen antreten“, schrieb Raimund einmal an seine Geliebte. „Es scheint, als wolle mein Schicksal mir

diese unschuldige Freude durchaus nicht gönnen.“ Als in den Jahren 1824 und 1825 sich bei ihm eine Belastungsneurose in verschiedenen Einzelheiten etablierte, die „melancholischen Zuckungen seiner Seele“ zunahmen, so daß „sich alle Gedanken in einen melancholischen Schmerz auflösten“, da wird auch gleichzeitig der Assoziationswiderwille so stark, daß er zeitweilig seinem heißgeliebten Berufe entsagen muß. Nebst verschiedenen angstneurotischen Beschwerden, auf die ich hier nicht näher eingehen will, stieg seine Menschenscheu oft derart an, daß er niemand um sich litt, nicht einmal die Geliebte oder deren Schwestern. Vor allem aber drängt es ihn, immer zu reisen, ohne daß ihm auch dies je Erlösung brächte. Von der Fahrt nach Ischl schreibt er der Geliebten: „Meine Reise ist ein fortgesetztes Fahren, ohne daß es mich im Geringsten erheitert.“ Und natürlich hielt er es dort auch nicht aus, sondern reiste in wenigen Tagen zurück, um von Wien aus größere und kleinere Touren zu unternehmen und sich dennoch weder Ruhe noch Frieden zu erreisen.

Noch charakteristischer und das Bild der Belastungspsychose zeigend, d. h. des Umschlags in die Geisteskrankheit ist die zweite Schweizer Reise Heinrich von Kleists. In tiefster, großenteils durch schwerste Belastung erzeugten Verstimmung, die nur auf Augenblicke durch Strahlen seltenen Glückes verscheucht wurde, zieht unser Dichter zweimal durch die Schweiz, bis endlich in Genf eine rasende Verzweiflung sein Gemüt umklammert. „Wie von einer Furie getrieben“, schreibt der Dichter später, „bin ich dann Frankreich mit blinder Unruhe in zwei Richtungen durchreiset.“ Auf dem ganzen Wege, der ihn zunächst über Genf und Lyon nach Paris führte, trug er sich nur mit Selbstmordgedanken, stets vergeblich bemüht, den Reisegenossen Pfuel zu gemeinsamem Sterben anzuregen. Da, nach einem heftigen Streit, eilt er plötzlich in heller Verzweiflung fort, verbrennt seinen Zukunftstraum, den „Guiskard“, sowie sämtliche Papiere und entflieht wie gehetzt der französischen Hauptstadt. Ohne Paß und zu Fuß nach Norden rasend, entschließt er sich in Boulogne sur Mer zum Anschluß an eine Kriegsunterneh-

mung, um auf derselben das heißersehnte Grab zu finden. In einer späteren Unterredung mit Köckeritz schildert er dies so, er habe „bei einer fixen Idee einen gewissen Schmerz im Kopfe empfunden, der, unerträglich heftig steigernd, ihm das Bedürfnis nach Zerstreuung so dringend gemacht, daß er in die Verwechslung der Erdachse gewilligt haben würde, ihn los zu werden.“ Ein französischer Stabsoffizier hat unsern Dichter damals vor dem Äußersten bewahrt, so daß er in wenigen Tagen schon die Rückreise nach Deutschland antreten konnte, freilich nur, um zu Mainz in monatelange und dunkel gebliebene Krankheit zu verfallen. Eine Zeitlang lebt er noch in ländlicher Einsamkeit bei einem Pfarrer, mit dessen Tochter er ein zartes Verhältnis knüpft, vorübergehend taucht gar der Einfall auf, sich zu einem Tischler nach Koblenz zu verdingen, bis unser Dichter endlich in die Heimat abreist. Einer Freundin schrieb er bald darauf: „Ich bin nicht imstande, vernünftigen Menschen einigen Aufschluß über diese seltsame Reise zu geben. Ich selber habe seit meiner Krankheit die Einsicht in ihre Motive verloren und begreife nicht mehr, wie gewisse Dinge einander folgen konnten.“

Mit meinem Begriff der Belastungsneurose und -psychose fällt auch ein Krankheitsbild zusammen, welches bislang noch recht dunkel geblieben. Ich meine jene Zustände. welche die Franzosen als „Fugues“ bezeichnen, die Deutschen als „Wandertrieb“, „Poriomanie“ oder „Dromomanie“. Wie schon die obigen Namen ausdrücken, ist das Entscheidende ein unwiderstehliches Fortgetriebenwerden. Es besteht die Sucht (Manie), zu wandern und zu reisen als Ausdruck de Fliehens (fugue) vor dem eigenen Ich. Nehmen wir dazu, daß Heilbronner schon nachwies, wie häufig dysphorische Zustände vorausgehn, d. h. aus einem äußeren Anlaß entstandene Ver- oder Mißstimmungen, wobei er noch obendrein die endogenen Verstimmungen außer Acht ließ, so haben wir beide kardinale Stigmen meiner Belastung beisammen: die Verstimmung und den krankhaften Wandertrieb, das Fliehn vor dem eignen unleidlichen Ich. Ist die Erinnerung an jene Wanderungen erheblich getrübt oder ganz aufgehoben, besteht vielleicht obendrein noch Komplikation mit

kriminellen Handlungen, zumal Diebstählen, die nicht aus Gewinnsucht, sondern fast automatisch zur möglichst raschen Durchführung des drängenden Impulses begangen werden, dann haben wir den Übergang zur Belastungspsychose. Zu Anbeginn warf man alle diese Zustände irrtümlich mit der Epilepsie zusammen und sprach von einem Automatismus ambulatorius epilepticus. Doch kam man von dieser Ansicht bald ab und weiß heutzutage, daß die epileptische Poriomanie die seltenste von allen. Die meisten Formen rechnet man jetzt zur Hysterie und zur „Psychasthenie“, welch letzteres Wort sich inhaltlich deckt mit meiner Belastung. Ich kann nur sagen, wenn auch zweifellos hysterische Imitationen vorkommen, so ist primär jene Poriomanie nichts andres als eine Form der Belastung oder richtiger vielleicht der Belastungsneurose, respektive -psychose.

Der geborene Verbrecher und das Genie.

Man kann von Belastung und Entartung nicht reden, ohne am Ende auf zwei populäre Themen zu kommen: die Frage nach dem geborenen Verbrecher und nach dem Genie. Ich will diese Fragen, die ganz ausgezeichnet schon Möbius besprach,*) hier nur in wenigen Leitsätzen berühren. Soweit es mir nachzuprüfen möglich, fand ich das Genie ganz ausnahmslos mit der Belastung verknüpft und an diese gebunden, beim geborenen Verbrecher, den ich ja hier nicht näher zu beleuchten unternehme, hingegen immer Schwachsinn oder Entartung. Doch trifft es sich leider nicht allzu selten, daß zur Belastung des großen Genies mit den Jahren sekundär auch Schwachsinn hinzutritt. Für Leute, die sich hier zu entrüsten bemüßigt fühlen, möchte ich abermals Möbius zitieren, dessen Schriften in ihrer Folgerichtigkeit und Gedankenklarheit allzeit ein Stahlbad der Vernunft bedeuten: „Bringt man die Genialität oder die ungewöhnlich große geistige Begabung überhaupt in Beziehung zur Entartung, so kann man mit Sicherheit Ausbrüche der Ent-

*) „Ueber Entartung“, Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 3, 1900.

rüstung erwarten. Wir lassen unsre Helden nicht entwürdigen, heißt es, Genie ist Kraft und Gesundheit, und nur eine kraftlose, krankhafte Denkart kann das Gegenteil behaupten. Vielleicht darf man zunächst erwidern, daß hier das Spiel mit Begriffen überhaupt nicht zu brauchbaren Ergebnissen führen möchte. Die Erörterung dieser Dinge ist ursprünglich nicht von Begriffen ausgegangen, sondern von der Beobachtung, daß man an den Menschen, die für Genies oder Helden gehalten werden, auffallend oft krankhafte Erscheinungen wahrnimmt. Nun entsteht die Frage, wie ist das zu verstehn? Eine Antwort sucht die Hypothese zu geben, daß das Genie auf einer Störung der normalen Proportionen beruhe, und daß der disharmonische Grundzustand die Entwicklung der als krankhaft bezeichneten Zustände begünstige. Obwohl das Kraftkapital der einzelnen Menschen beträchtlich verschieden ist, so ist es doch ersichtlich, daß in der Regel bei ungewöhnlichen Leistungen nicht alle Fähigkeiten gesteigert sind, sondern nur einige, daß neben ihnen andere nur normale oder gar unternormale vorhanden sind. Auch wenn man annehmen wollte, daß alle geistigen Fähigkeiten vermehrt seien, so wäre es doch möglich, daß zwischen ihnen, bez. den entsprechenden Gehirnteilen und dem übrigen Menschen ein Mißverhältnis bestünde. Inwieweit nun die das Genie auf Disharmonie beziehende Hypothese berechtigt sei oder nicht, das ist doch eine reine Tatfrage. Man kann unbedenklich zugeben, daß ein genialer harmonischer Mensch denkbar sei, und daß man nur auf den Nachweis warten wolle. Aber man darf nicht läugnen, daß, soweit die Erfahrung reicht, die Disharmonie nachzuweisen ist, u. z. um so deutlicher, je vollständiger unsere Kenntnisse sind. Gerade bei den Menschen, die, sei es als Genies im engeren Sinne, sei es als Helden, in der ersten Reihe stehen, sind neben ihren großen Eigenschaften unverkennbare Defekte vorhanden und bei manchen von ihnen sind auch Syndrome vorhanden gewesen, die auf den abnormen Grundzustand hinweisen. Faßt man die Sache in der hier dargelegten Bedeutung auf, so dürfte das Anstößige verschwinden. Es liegt an den Grenzen der menschlichen Natur, daß ein Übermaß

nur in der einen oder anderen Richtung vorhanden sein kann, die fabelhaften Übermenschen gibt es nicht, und auch die Helden sind nur Menschen, die ihren Zoll an menschlicher Schwäche zahlen müssen. Die genialen Menschen selbst haben uns oft gesagt, daß das Genie teuer bezahlt werden müsse und ein Fremdling unter den Menschen sei. Der tiefste Grund ist die innere Disharmonie selbst, zu der freilich die äußere Disharmonie, das Mißverhältnis zur Umgebung hinzutritt."

Ich vermag diesen ganz vortrefflichen Ausführungen nur weniges aus Eigenem beizusetzen. Um ein gesundes, harmonisches Genie zum Vergleich zu haben, machte ich vor Jahren mich an Goethes Leben. Doch fand ich gar bald, daß jenes angeblich so harmonische und gesunde Genie in Wahrheit ein freilich nicht zu schwer Belasteter gewesen, dem es nur gelang, seiner krankhaften Anlage Herr zu werden. Seit dieser Erfahrung gab ich es auf, das gesunde Genie entdecken zu wollen. Wo immer ich eins analysieren konnte — und deren Zahl ward mit den Jahren fürwahr nicht gering — ließ sich niemals verkennen, daß es mehr oder minder belastet gewesen. Es ging da stets nur um quantitative Unterschiede, um ein Mehr oder Minder von meiner Belastung, doch nie um die Frage, ob Belastung oder Gesundheit. Die letztere schloß sich sehr bald durch zweifellos krankhafte Phänomene von selber aus. Und so darf ich es heute ruhig aussprechen: „Kein Genie ohne Belastung, kein geborener Verbrecher ohne Entartung!" Es hat keinen Sinn sich ob dieser Tatsache entrüsten oder aufregen zu wollen, man kann ihr nur offen ins Antlitz schauen. Vielleicht kann ich die Entrüstung dämpfen, wenn ich das böse Wörtchen „Entartung" mit seinem untilgbaren Nebensinn von Minderwertigkeit durch die weniger anstößige „Belastung" ersetze. Schließlich kann man „belastet" sein, d. h. ein Päckchen ins Leben mitbringen, und doch von außerordentlicher Begabung, sowie in den Augen vieler Menschen „nervös" zu sein fast gleichbedeutend ist mit dem Anerkennungsdiplom für höhere Intelligenz. Endlich sei da an eine Tatsache erinnert für jene, die noch mit dem Herzen zweifeln, wenn

auch der Verstand sich längst schon ergab. Soviel ich auch immer an Lebensgeschichten von Genies nachprüfte, ich fand kein einziges, das sich über die dritte, längstens vierte Deszendenz je fortgepflanzt hätte. Nicht wenige enden überhaupt kinderlos, aber selbst wenn sie Nachkommen in die Welt setzen, so stirbt doch ihr Stamm ganz regelmäßig in den Enkeln oder längstens Urenkeln aus, was Morel, der Entdecker der Dégénéréscence, als charakteristisch für die Entartung fand. Es ist, als setzte eine grausame Natur auf die Zeugung des Genies die härteste Buße, welche es gibt: die Todesstrafe. Nur der Philister bleibt körperlich unsterblich und pflanzt sein Geschlecht durch Äonen fort. Hat sich jedoch einmal ein Zweig zum Genie emporentwickelt, dann hat er seine Mission auf Erden erfüllt und stirbt unaufhaltsam, unerbittlich ab, bald früher, bald später. Es ist das tragische Los des Genies, mit seinem Leibe Kulturdünger zu schaffen, auf daß der unsterbliche Durchschnittsmensch sich jeweils höher emporschnellen könne.

DATE DUE

JA 20 '84			

E. Fechners Buchdruckerei (H. Scholz) Guben.